

„da die Seele sich
aus dem Staub“

Bis ins hohe Alter blieb
Friederike Mayröcker jung –
und hat die Literatur
bereichert. Zum Tod der
großen Dichterin. · Seite 19

Polens Aufstieg in die Militär-Elite

Überraschend kaufte Warschau türkische Kampf-
drohnen. Mit dem Deal wertet sich Polen militärisch
auf – und sendet Signale. · Seite 8 **JOURNAL**

Achtung, Kartografen!

Die „Islam-Landkarte“ löst Kontroversen aus – auch
dass gesellschaftliche Probleme „islamisiert und
kulturalisiert“ werden. · Seiten 10–11 **KOMPASS**

Immer verneige ich mich, Herr Artmann!

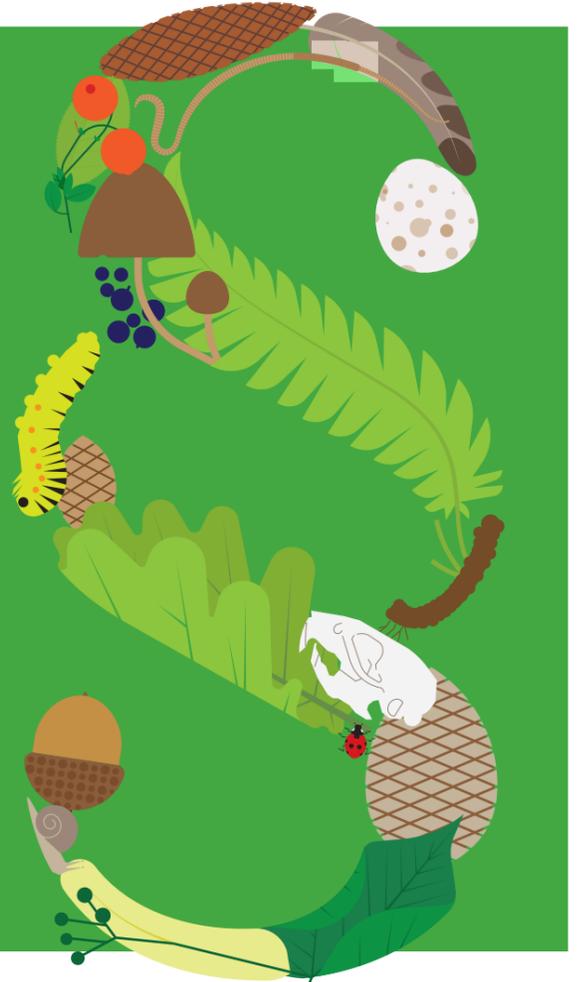
Michael Stavarič zum 100. Geburtstag des im Jahr
2000 verstorbenen Meisters der Mundartdichtung,
H. C. Artmann. · Seiten 17–18 **FEUILLETON**

FOKUS

Das Thema der Woche
Seiten 2–4 →

Recht, natürlich

Die Natur wird ausgebeutet,
genossen, verändert.
Schutzrechte hat sie kaum.
Doch Klimawandel und
Artensterben ändern das.
Gesellschaft und Gerichte
reagieren.



Jüngste innenpolitische Detonationen haben das Ansehen der Politik nachhaltig beschädigt.
Das Vertrauen wird schwer wiederzugewinnen sein. Doch es bleibt ohne Alternative.

Die Systemsprenger



Von Doris Helmberger

„Trennen, was zu trennen
ist: Diese Haltung ist
im verhaberten System
Österreich endlich
durchzusetzen.“

Er war der Höhepunkt der Berlinale 2019: Nora Fingscheidts Film über die schwererziehbare Benni, die nicht nur ihre Mutter und ihre Pflegefamilie, sondern auch alle pädagogischen Einrichtungen an ihre Grenzen bringt. „Systemsprenger“ heißt der Streifen – und genau so nennt das Jugendamt darin auch Fälle wie Benni: Kinder, die ein System kaputt machen – oder auch dessen Dysfunktionalitäten schonungslos offenlegen. Je nach Perspektive.

In der österreichischen Innenpolitik sind keine Minderjährigen, sondern Erwachsene am Werk. Dennoch bietet sich Fingscheidts Geschichte an, um die Ereignisse der letzten Tage und Wochen einzuordnen. Da wäre etwa das Avancement Herbert Kickls vom radikal-rhetorischen Mastermind der FPÖ zu ihrem neuen Chef. Worin seine prioritäre Mission besteht, hat er bereits deutlich gemacht: in der Demontage der ÖVP, des „größten politischen Blendwerks der Zweiten Republik“.

Kein Zweifel: Mit Kickl ist ein sprachlicher Sprengmeister am Werk, der eine persönliche Rechnung zu begleichen hat (vgl. Seite 5). Mit ihm schwindet nicht nur eine Koalitionsvariante, der nicht wenige

in der ÖVP nachtrauern; mit ihm verschärft sich auch der ohnehin aggressive politische Ton. Als klassischer Rechtspopulist gehört der Kampf gegen „das System“ oder „die da oben“ – ohne proaktives Anbieten eigener Lösungen – von vornherein zu seiner DNA. Corona und die dadurch notwendig gewordenen Freiheitsbeschränkungen haben die Suche nach „elitären“ Sündenböcken noch einfacher gemacht. Und Kickl hat das – Stichwort Prater-Rede – weidlich genutzt.

Wie privat ist „privat“?

Dass sich „die da oben“ zuletzt selbst durch veröffentlichte Chatprotokolle bloßstellten – und dabei ein völlig „neuer Stil“ im innersten türkisen Kreis deutlich wurde, spielt Kickl und seinesgleichen natürlich in die Hände. Womit wir bei der zweiten Variante des „Systemsprengens“ wären, nämlich der Wucht der geleakten Kurznachrichten, die nun auch Verfassungsrichter Wolfgang Brandstetter und ÖBAG-Chef Thomas Schmid zum Rückzug zwang. Wer hier die wahren Sprengmeister sind, wird seitdem heftig diskutiert: Ist es eine randalierende Opposition, die „private“ Chats weitergibt, um die Regierung zu stürzen? Oder ist es das „System Kurz“, das Parla-

ment und Rechtsstaat untergräbt? Tatsächlich ist der Furor, mit dem sich manche am Kanzler abarbeiten, verstörend. Zugleich gibt es für das, was in den Chats offenbar wurde, keine Entschuldigung. Angesichts der Veröffentlichungen von „Stasi-Methoden“ zu sprechen, ist überhaupt deplatziert: Weder unterdrückt hier ein Unrechtsstaat einfache Bürger in ihrer Meinungsäußerung, noch wurden (bis auf scharf zu kritisierende Ausnahmen) höchstpersönliche Lebensbereiche von Amtsträgern ausgeleuchtet. Ob diese selbst Amtsgeheimnisse weitergeben, ob sich Vorstände vorab ihre Aufsichtsräte bestellen und Spitzenbeamte Probleme äußern, angesichts umstrittener Entscheidungen weiter dem Rechtsstaat zu dienen, ist freilich nicht „privat“, sondern von öffentlichem Interesse. Dass früher in Séparées unbehelligt besprochen werden konnte, was im Zwitterwesen „Chat“ plötzlich zum giftigen Schriftl wurde, ist richtig – kann aber keine Rechtfertigung für derlei Verfehlungen sein.

„Trennen, was zu trennen ist“: Diese Haltung, die Antikorruptionsexperte Martin Kreutner unlängst in der FURCHE definierte, ist von Amtsträgern grundsätzlich zu erwarten. Sie im hartnäckig verhaberten „System Österreich“ endlich durchzusetzen, Dysfunktionalitäten zu beseitigen und das verschüttete Vertrauen der Bürger(innen) wiederherzustellen, wird eine Herausforderung sein. Doch sie ist alternativlos – wenn man destruktiven „Systemsprengern“ nicht endgültig das Feld bereiten will.

doris.helmberger@furche.at
@DorisHelmberger

INTRO

Es war ein bahnbrechendes Urteil, das Ende Mai von einem Den Haager Gericht gesprochen wurde: Demnach muss der Ölriese Shell seine CO₂-Emissionen bis 2030 um 45 Prozent reduzieren. Und auch sonst wird der Natur immer mehr ihr Recht zugestanden, wie Oliver Tanzer im aktuellen Rokus „Recht, natürlich“ beschreibt. Was passiert, wenn sich Nationalismus und Corona-Skepsis vereinen, zeigt sich indes nicht nur bei Herbert Kickl – sondern in noch drastischerer Weise bei Jürgen Conings, der in Belgien vom Staatsfeind zur Ikone wurde. Um andere heftige Debatten geht es im Kompass – nämlich um die „Islamlandkarte“ und ihre Einordnungen. Persönlich-existenziell wird es davor in einem Text über Albinismus – und danach in einem Beitrag über hinterbliebene Eltern nach Suizid. Mit großer Literatur eröffnet schließlich das Feuilleton: Schriftsteller Michael Stavarič nähert sich H. C. Artmann, der am 12. Juni 100 Jahre alt würde; und Maria Renhardt schreibt über Friederike Mayröcker, die vergangene Woche verstorben ist. Auch in der FURCHE hat die große Dichterin geschrieben, was den hohen Stellenwert der Literatur in dieser Zeitung verdeutlicht. Die dafür zuständige Brigitte Schwens-Harrant sitzt übrigens ab kommendem Mittwoch wieder in der Bachmannpreis-Jury. Mit Fug und Recht. (dh)

furche.at

Österreichische Post AG, WZ 022034113W,
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
DIE FURCHE, Hainburger Straße 33, 1030 Wien
Telefon: (01) 512 52 61-0



Ist die Natur dem Menschen zum Eigentum gegeben, oder hat sie selbst ein unveräußerliches Recht auf Intaktheit? Immer mehr Gerichte stellen sich jedenfalls auf die Seite von Klimaschützern und gegen Wirtschaftsinteressen. Letztlich geht es um die Frage: Ist das Recht der Natur ebenso hochzuhalten wie etwa die Menschenrechte?

Redaktion: Oliver Tanzer

Von Christoph Müller

Die Natur oder Pachamama, in der sich das Leben realisiert und reproduziert, hat das Recht, dass ihre Existenz, der Erhalt und die Regenerierung ihrer Lebenszyklen, Struktur, Funktionen und Entwicklungsprozesse umfassend respektiert werden. Jede Person, jede Gemeinschaft, jedes Volk, jede Nation kann von der öffentlichen Gewalt die Einhaltung der Rechte der Natur verlangen.“ So lautet Artikel 71 der seit 2008 geltenden ecuadorianischen Verfassung.

War die Frage des US-Juristen Christopher D. Stone „Sollten Bäume gerichtlich klagen können?“ 1972 noch utopisch, heute ist sie Realität. Insbesondere in lateinamerikanischen Rechtsordnungen wurden unter dem Einfluss der indigenen Bevölkerungsgruppen Eigenrechte der Natur aufgenommen. 2016 sprach das kolumbianische Verfassungsgericht dem Fluss Atrato subjektive Rechte zu, und ein argentinisches Gericht erklärte die Schimpansin Cecilia zur nichtmenschlichen Rechtsperson. 2017 verliet der High Court des nordindischen Bundesstaates Uttarakhand dem Ganges Rechtsstatus samt treuhänderischer Stellvertretung.

Die Zerstörung der Ökosysteme und das rasante Artensterben sind offensichtlich. Die bisherigen Versuche, gegenzusteuern, zeigen zu wenig Wirkung. Noch haben kurzfristige und nationale Wirtschaftsinteressen Vorrang. Zum bahnbrechenden Urteil des Bezirksgerichts Den Haag gegen Shell meint die auf Klimaklagen spezialisierte Hamburger Anwältin Roda Verheyen: „Wenn die Politik zu lange pennt, dann regeln das die Gerichte.“ Shell verantwortete das Neunfache der niederländischen Treibhausgase, die gefährliche Folgen für die Bewohner des Wattenmeergebiets und die Rechte der Menschen in den Niederlanden haben. Das Gericht verpflichtete den Erdölkonzern zu einer Treibhausgasreduktion von 45 Prozent bis 2030. Weder das niederländische Gericht noch das deutsche Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil zur Verfassungswidrigkeit des Klimagesetzes wegen Freiheitsverletzung künftiger Generationen haben sich mit den außereuropäischen Entwicklungen zur Natur als Rechtsperson auseinandergesetzt.

Wie wird man eine juristische Person?

Thomas Hobbes schrieb 1651: „Es gibt wenige Sachen, die man sich nicht als Person denken kann. Denn wenn auch gleich Person nur ein vernünftiges Wesen bedeutet, so gilt dies doch nicht immer von dem, dessen Stelle vertreten wird. So kann eine leblose Sache wie eine Kirche, ein Krankenhaus, eine Brücke ihren Stellvertreter haben und dies ist gewöhnlich der Aufseher oder Vorsteher derselben.“ Konsequenterweise prägte er auch den Begriff der fiktiven Person, die so etwas wie einen Körper braucht, um im Rechtsverkehr aufzutreten. Die Verwandlung von immer mehr Rechtsobjekten in Rechtssubjekte ist Ausdruck



Foto: iStock/ChrisHeppburn

Eigene Rechte der Natur sind in 23 Ländern anerkannt. Auch Gerichtsentscheidungen zum Klimaschutz in Deutschland und den Niederlanden zeigen einen revolutionären Trend.

Haben Bäume Rechte (und Pflichten)?

Wehrhaft per Gesetz

Die Erhaltung von unbebauten Flächen und intakten Ökosystemen ist eine der größten Herausforderungen der Konsumgesellschaft. Gesetze sind entsprechend schwer durchzusetzen.

positiver gesellschaftlicher Entwicklungen. Man denke nur an das Römische Reich, in dem zwischen freien Menschen (Rechtssubjekten) und Sklaven (Rechtsobjekten) unterschieden wurde. Mensch zu sein oder ein menschliches Substrat zu haben, ist seit Langem keine notwendige Bedingung für die Rechtspersönlichkeit. Der Kapitalismus und die demokratische Staatsorganisation führten unter anderem zu Aktiengesellschaft, GmbH, Bund, Land, Gemeinde und Stiftung.

Pioniere bei der Anerkennung subjektiver Rechte der Natur sind indigen geprägte Gesellschaftsordnungen, die die eigenständige Schutzwürdigkeit von Natur und Tieren betonen. In der europäischen Tradition ist die Natur bislang keine juristische Person. Wenngleich nach dem Wortlaut gerade die Natur als die am natürlichsten denkbare Rechtsperson erscheint, sitzt die Trennung von menschlichem Subjekt und nichtmenschlichen Objekten tief.

„Seit 1984 bekennt sich die Republik Österreich zum umfassenden Umweltschutz als der Bewahrung der natürlichen Umwelt als Lebensgrundlage des Menschen.“

Wie kann gerechtfertigt werden, dass der Shell-Konzern, der in den letzten 50 Jahren weite Teile des Nigerdeltas zerstört hat, Eigentums- und Investitionsschutzrechte hat, die zerstörte Natur hingegen allenfalls über die Rechte der betroffenen Bevölkerung rechtlich gehört wird? Bereits im Fall des ungeborenen Kindes oder des Behinderten wird die Fähigkeit zum

Selbstbewusstsein samt Abgabe verbindlicher Willenserklärungen fingiert. Die Vertretung von Ökosystemen oder Tieren ist somit kein Bruch, sondern eine Erweiterung des Konzepts der Stellvertretung.

Allerdings stellt sich die praktische Vertretungsfrage bei nichtmenschlichen Personen schärfer. Wie kann die weitere Zerstörung des arktischen Eises und der Polarbären durch vorgebliche Sachwalter verhindert werden? Wie die unterschiedlichen Interessen verschiedener Flüsse organisieren und artikulieren? Wo beginnt der Rhein genau? In Indien fragten Kritiker, ob der Fluss die Pflicht hat, manchmal gar nicht zu fließen, oder für zu schnelles und intensives Fließen haften müsste.

Auch ein Teller ist ein Individuum

Das Bezirksgericht Den Haag und das deutsche Bundesverfassungsgericht definieren Umwelt- und Klimaschutz anthropozentrisch. Diese Logik kann durchbrochen werden. Seit 1984 bekennt sich die Republik Österreich zum umfassenden Umweltschutz als der Bewahrung der natürlichen Umwelt als Lebensgrundlage des Menschen vor schädlichen Einwirkungen und seit 2013 zum Prinzip der Nachhaltigkeit bei der Nutzung der natürlichen Ressourcen, um auch zukünftigen Generationen bestmögliche Lebensqualität zu gewährleisten. Diese Verfassungsbestimmungen können als Ansatzpunkt für die Qualifizierung der Natur als natürliche Person dienen, indem die Menschenwürde auch den Schutz des nichtmenschlichen Lebens umfasst.

Nach der UN-Konvention über zivile und politische Rechte können nur Individuen Beschwerden erheben. Dementsprechend wurden bisher Unternehmen nicht zuge-

lassen. Der Begriff des Individuums ist deutungs offen, um nichtmenschliche Entitäten wie Ökosysteme und Tiere mit Rechten zu versorgen. Niklas Luhmann meinte: „Individuum heißt das Unteilbare. Insofern ist auch ein Teller ein Individuum.“ Auch die Europäische Menschenrechtskonvention und die EU-Grundrechtecharta sind offen für die Interpretation, um auch nichtmenschliche Personen mit subjektiven Rechten auszustatten.

Endstation Paradies?

Es geht nicht darum, Natur und Tiere als Quasi-Menschen auszuformen. Ihre Anerkennung als Rechtssubjekte erlaubt die Unterscheidung von menschlichen und nichtmenschlichen Rechten. Die Effektivität dieses revolutionären Ansatzes hängt von prozeduralen und organisatorischen Mechanismen gegen den Missbrauch der Vertretungsmacht sowie vom Engagement und der Kompetenz der Beteiligten ab. Das zentrale Ziel der Eigenrechte der Natur ist, in einem neuen Bewusstsein und mit einem echten Respekt vor der Schöpfung künftige Konflikte besser zu lösen als bisher.

In den andinen Kosmovisionen stellt die Pachamama eine gütige Fruchtbarkeitsgöttin dar, aus der alles Leben hervorgeht und die alles gibt, was der Mensch zum Leben benötigt. Der Kosmos wird in seiner Gesamtheit als lebendig wahrgenommen. Eine Trennung zwischen Mensch und Natur existiert nicht. In der Präambel der ecuadorianischen Verfassung steht schließlich: „Pachamama, von der wir Teil sind und die unverzichtbar für unsere Existenz ist.“

Der Autor ist Jurist und Lehrvortragender an der Wirtschaftsuniversität Wien.

Das Gespräch führte Wolfgang Machreich

Der Innsbrucker Rechtsanwalt Andreas Ermacora ist seit 2013 Präsident des Österreichischen Alpenvereins. Als Jurist und Vorsitzender des mitgliederstärksten Naturschutzvereins in Österreich ist er ein ideales Visavis für ein Gespräch über die Natur und ihre Rechte.

DIE FURCHE: Herr Ermacora, es gibt die Alpenkonvention, es gibt Nationalparkgesetze, auf EU-Ebene gibt es die „Natura 2000“-Gebiete – hat die Natur ausreichend Rechte?

Andreas Ermacora: Prinzipiell ist die Natur juristisch gut eingebettet, was nicht heißt, dass das nicht immer noch ausbaufähig ist. Ich nenne als Beispiel die Skigebietsverbindungen in Tirol. Die Landespolitik hat Formulierungen im Skigebiet- und Seilbahnprogramm belassen, die die Möglichkeit zur Erschließung neuer Geländekammern eröffnen. Das geht sicherlich in die falsche Richtung. Der Alpenverein setzt sich für ein Moratorium ein, damit man zehn Jahre lang nur mehr innerhalb der vorhandenen Grenzen tätig werden darf. Bei den Skigebietserschließungen ist für uns ein Ende der Fahnenstange erreicht. Auch das Bundesverwaltungsgericht und der Verwaltungsgerichtshof sehen die Frage der Naturschließung heute kritischer als früher.

DIE FURCHE: Wie hat sich die Sichtweise verändert?

Ermacora: Um heute eine Seilbahn bauen zu dürfen, muss für die Skigebietsbetreiber eine absolute wirtschaftliche Notwendigkeit bestehen; besteht diese nicht, und das ist sehr restriktiv auszulegen, dann ist der Natur der Vorzug zu geben. Nicht glücklich sind wir mit den Kraftwerksplänen. Natürlich ist Wasserkraft notwendig, und es werden auch viele Ausgleichsmaßnahmen vorgeschrieben. Wenn aber in unberührte Natur eingedrungen wird, müssen wir dagegenhalten – leider wird da oft der Wasserwirtschaft der Vorzug gegeben. Wo wir absolut Probleme haben, ist bei der Windkraft auf Bergen. Da muss wirklich geschaut werden, dass die Unversehrtheit der Landschaft und der Aussicht Vorrang hat. Das ist eine Verschandelung der Landschaft sondergleichen.

DIE FURCHE: Wobei Sie in Ihren Stellungnahmen betonen, als Alpenverein keine „grünen Fundamentalverweigerer“ zu sein, sondern den Konsens zu suchen – ist der immer möglich, ohne dass es im Zweifelsfall auf Kosten der Natur geht?

Ermacora: Das muss man immer im Einzelfall sehen. Manchmal, Beispiel Skigebietserschließungen, ist es notwendig, vehement aufzutreten. Ich bin mehr ein Verfechter des konsensualen als des fundamentalistischen Weges, aber manchmal muss man auch auf den Putz hauen – das ist schon klar! Insgesamt fährt man meiner Meinung nach besser, wenn man als Partner und nicht nur als Totalverhinderer angesehen wird. Und ich glaube, wir sind bis jetzt gut damit gefahren.

DIE FURCHE: Verstehen Sie sich in Ihrer Rolle als Lobbyist für den Naturschutz?

Ermacora: Ja, natürlich.

Naturschutz im Konsens mit Politik und Wirtschaft hat für den Alpenvereinspräsidenten Andreas Ermacora Vorrang – aber ein Drüberfahren auf Kosten der Natur gibt es nicht.

„Manchmal auf den Putz hauen!“

Foto: Julia Türtscher/Blickfang-Photographie

DIE FURCHE: Und dazu gehört auch, dass man ab und zu mit dem Tiroler Landeshauptmann oder anderen Politikern auf den Berg geht...

Ermacora: ... da spricht ja nichts dagegen, das hat nichts mit Paketelei zu tun, sondern da kann man sich auch austauschen und seine Meinung in einer gemütlichen Runde kundtun, und nicht nur in einem 15-Minuten-Gespräch im Büro des Landeshauptmanns, sondern wo man einmal einen Tag lang unterwegs ist und sich austauscht. Die Politik erkennt auch langsam, dass ein Großteil der Bevölkerung schon längst umgedacht hat. Das hat man gesehen bei unseren Unterschriftenaktionen zum Erhalt von Schutzgebieten, wo letztlich die Politik auch eingelenkt hat. Dahinter steht auch die Glaubwürdigkeit unseres Vereins, die von den Leuten gesehen wird.

DIE FURCHE: Der APA/OGM-Vertrauensindex bescheinigt dem Alpenverein Platz eins, gefolgt von den Naturfreunden auf Platz zwei, weit vor Politik oder Kirchen –

wie erklären Sie sich das gute Image der Naturschutzorganisationen?

Ermacora: Der Alpenverein betreibt seit 160 Jahren eine solide, gleichmäßige Politik, ohne Skandale, Personaldiskussionen, finanzielle Turbulenzen, sondern mit einer großen Zahl an Mitgliedern, über 600.000, Tendenz weiter steigend, und einem starken Standbein auf der Ehrenamtlichkeit. Im Verein kommen viele Leute zusammen, die ihre Sektion weiterbringen, Hütten und Wege mit viel Herzblut aufrechterhalten wollen. Da gehören eine aktive Umweltpolitik und ein standhaftes Auftreten gegen Berg- und Naturschutz zuwiderlaufende Projekte dazu. Das alles trägt dazu bei, dass die Bevölkerung unseren Einsatz gutheißt.

„Wir wünschen uns, dass das Recht auf Naturgenuss in die Verfassung kommt. So wie das in Bayern der Fall ist – aber bis jetzt sind wir damit noch nicht durchgedrungen.“

DIE FURCHE: Der Alpenverein ist gleichzeitig ein Tourismusunternehmen – wie werden Sie da Ihrer Vorbildwirkung in Richtung Naturschutz gerecht?

Ermacora: Der Alpenverein hat bereits in den 1930er Jahren beschlossen, keine neuen Hütten und Wege zu errichten. Heute ist unser Ziel, dass möglichst alle AV-Hütten mit Renovierungsmaßnahmen unser Umweltgütesiegel erhalten, um gemäß den höchstmöglichen ökologischen Standards ausgerüstet zu sein. Jedes Jahr bei der Hauptversammlung werden einige neue Schutzhütten präsentiert, die diesen Ökostandard erreichen. So sind unsere Hütten eine Last und eine Freude für den Alpenverein zugleich, gehören doch zum Erhalt und zur Bewirtschaftung auch sehr viel Enthusiasmus und ehrenamtliches Engagement dazu.

DIE FURCHE: Der Alpenverein unterstützt auch Idee und Umsetzung von Bergsteigerdörfern, in denen eine Balance zwischen dem Schutz der Gebirgsregion und nachhaltiger Wirtschaftsentwicklung gelingen soll – wie stark ist das Interesse von Gemeinden an dieser Form von sanftem Tourismus?

Ermacora: Es gibt immer wieder Kandidaten, und einige werden noch dazukommen. Aber das soll ein kleiner Kreis bleiben, weil die Kriterien der Bergsteigerdörfer sehr streng sind und nicht jeder dabei sein kann. Es gibt schon einige Interessenten, die gerne Bergsteigerdorf wären, aber das wird von unserer Kommission auch manchmal abgelehnt. Bergsteigerdörfer sind in keinem Fall eine Alternative zum Massentourismus, sondern eine Ergänzung zum Tourismus für Menschen, die die Natur langsamer genießen möchten ...

DIE FURCHE: ... genießen und bewahren – würde ich hinzufügen. Die Natur als Kapital, das es zu schützen, anstatt zu verbrauchen gilt.

Ermacora: Das ist auch der Satzungsauftrag unseres Vereins, die Ursprünglichkeit und Schönheit der Bergwelt zu erhalten. Dafür setzen wir uns ein, das sind wir unseren Kindern und Enkeln schuldig. Wenn man sich Umfragen anschaut, steht für die Österreicherinnen und Österreicher die Erhaltung der Natur weit oben, meistens an erster oder zweiter Stelle. Das macht mich zuversichtlich, das geht schon in die richtige Richtung.

DIE FURCHE: Wir haben das Gespräch mit den Rechten zum Schutz der Natur begonnen – Sie sagten, diese seien ausbaufähig, was wünschen Sie sich konkret?

Ermacora: Wir würden uns wünschen, dass das Recht auf Naturgenuss in die Verfassung kommt. So wie es in Bayern der Fall ist – wir versuchen, in diese Richtung zu gehen, sind aber bis jetzt damit noch nicht durchgedrungen.

DIE FURCHE: Die Logik dahinter lautet: Wir als Bevölkerung haben ein Recht darauf, die Natur zu genießen, und deshalb muss diese erhalten bleiben.

Ermacora: Genau, unser langfristiges Ziel ist es, dass mit dem Recht auf Naturgenuss im Verfassungsrang die Natur bei der Abwägung von Wirtschafts- gegenüber Naturschutzargumenten einen noch stärkeren Schutz genießt.

WO NATUR RECHTE HAT

Artenschutzabkommen

Die Convention on International Trade in Endangered Species of Wild Fauna and Flora (CITES, deutsch Übereinkommen über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten freilebender Tiere und Pflanzen) ist eine internationale Konvention, an der 183 Staaten teilnehmen. Sie zielt auf einen nachhaltigen, internationalen Handel mit den in ihren Anhängen gelisteten Tieren und Pflanzenarten. Die Konvention wird nach dem Ort der Erstunterzeichnung am 3. März 1973 auch Washingtoner Artenschutzübereinkommen genannt. CITES greift nicht in die Souveränität eines Staates ein, d. h., die rechtliche Umsetzung und der Vollzug obliegen jedem Mitgliedstaat.

Biodiversitätskonvention

Das Übereinkommen über die biologische Vielfalt (Convention on Biological Diversity, CBD) ist ein am 29. Dezember 1993 in Kraft getretenes internationales Umweltabkommen. Die CBD ist das wichtigste multilaterale Vertragswerk für den Schutz der Biodiversität auf der Erde. Wichtige Elemente sind: Identifizierung und Überwachung der Biodiversität; ihr Schutz im Ökosystem und in entsprechenden Einrichtungen zur Speicherung von Saatgut wie Genbanken; Forschung, Bildung und Öffentlichkeitsarbeit; Regelung des Zugangs zu genetischen Ressourcen und des gerechten Vorteilsausgleichs bei deren Nutzung.

Alpenkonvention

Die Alpenkonvention (AK) ist ein völkerrechtlicher Vertrag über den umfassenden Schutz und die nachhaltige Entwicklung der Alpen. Sitz des Ständigen Sekretariats der Konvention ist Innsbruck. Die Mitglieder sind alle neun Alpenstaaten. Über die rechtliche Verbindlichkeit der Durchsetzungsprotokolle gibt es immer wieder heftige Auseinandersetzungen. So urteilte der Bayerische Verwaltungsgerichtshof 2012, dass die Alpenkonvention kein direkt anwendbares Recht sei, und wies eine Popularklage gegen die Verkleinerung eines Landschaftsschutzgebiets ab, die sich auf die Konvention gestützt hatte.



Mission Regenwald

„Evangeliumsverkündigung im Urwald“ von Benedito Calixto. Die erste Reaktion katholischer Geistlicher auf die Umwelt Brasiliens war der unbedingte Wille, Glaube und „Zivilisation“ in die Natur zu bringen.

Von Oliver Tanzer

Es ist doch immer wieder erstaunlich, wie viel durchaus Positives nicht durch menschlichen Willen, sondern im Gegenteil durch menschlichen Unwillen geschaffen wurde. So verdankt Österreich sein letztes Stück Urwald, es sind 500 Hektar, eigentlich der Geistlichkeit dieses Landes. Es geht um eine sozusagen urkatholische Streiterei zwischen den Benediktinern des Stiftes Admont und den Kartäusern aus Gaming. Denn diese befeindeten einander über 300 Jahre lang wegen der Eigentums- und Nutzungsrechte des Waldes südlich des Dürrenstein, zwischen der Steiermark und Niederösterreich gelegen. Und aus diesem Grund geschah: nichts. Der Rothwald wurde nicht gerodet oder gefällt oder mit Forstwegen durchzogen. Damit sind die ersten geistlichen Naturschützer solche wider Willen, aber immerhin selbst in ihrem Zank vielleicht einem göttlichen Plan gehorchend.

Was also, so der Inhalt dieses Artikels, hat die Kirche national und international zum Schutz der Natur beigetragen, und wie steht sie zu den Dingen, die sich derzeit vor den Gerichten zutragen, Stichwort Klimaschutz, Karlsruhe, Den Haag und Schöpfungsverantwortung (siehe Seite 2)? Und gibt es das im christlich-philosophischen Sinn – ein Recht der Natur?

Biblische Naturliebe

Wenn wir in biblischen Zeiten anfangen wollen, dann lassen sich dafür schon einige Anhaltspunkte finden. Zum Ersten einen ernsten und logischen Satz im Buch der Weisheit: „Du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von allem, was du gemacht hast; denn hättest du etwas geschaffen, so hättest du es nicht geschaffen.“ Oder, um es mit Jesus auf einen gefiederten Punkt zu bringen: „Verkauft man nicht fünf Spatzen für ein paar Pfennig? Und doch vergisst Gott nicht einen von ihnen.“ So steht es beim Evangelisten Lukas.

Die Kirche hat sich lange kaum für die Natur und ihre Intaktheit interessiert. Heute ist er Papst selbst einer der entschiedensten Vorkämpfer für Umweltschutzrechte.

Das Kreuz mit der Wildnis

Während der Christus aber in aller der ihn auszeichnenden Zärtlichkeit die Natur würdigt und feiert, hat das die Menschheit – und mit ihr die Kirche – mit wenigen Ausnahmen lange nicht getan. Zwischen dem Fest der Tiere, Pflanzen mit Sonne und Mond als Geschwistern des heiligen Franziskus und einer neuen Sicht der Natur ab den 1960er Jahren liegen – zumindest kirchlicherseits – beinahe 800 Jahre Vernachlässigung.

„Oft fragt man sich während der Lektüre von Thomas von Aquin, ob er nicht ein lautstarker Vertreter der Klimabewegung gewesen wäre, gemeinsam mit Franz von Assisi.“



Österreichs bekannter Ökologe Bernd Löttsch 2015 über seine Sicht der päpstlichen Enzyklika „Laudato si“ – nachzulesen unter „Die Umweltzyklika: keine Glaubenssache“ auf furcha.at.

Und noch immer ist eine einheitliche Sicht der materiellen Dinge mit der dazugehörigen menschlichen Herrschaft nicht in Reichweite. Wir müssen uns also auf die Chefs konzentrieren, die da im Verlauf der Jahre doch Gewichtiges von sich gegeben haben und den Charakter ihrer Botschaft entsprechend den globalen Verhältnissen immer neue Schärfe gegeben haben.

Interessanterweise steht man hier zuvorderst nicht vor einem klassischen Rechtsstreit „Wem gehört was“ oder „Darf die Na-

tur sich selbst gehören“, sondern vor einem Widerspruch menschlicher Vorstellungen von dem, „was zu sein hat“. Es ist das ein Konflikt zwischen Buntheit/Chaos und Sicherheit/Einfalt, zwischen Kreativität und industriellem Eifer/Gehorsam, der sich da zeigt. Letzteres zeigt sich in einer Haltung, die die Schöpfung als ein endlich unterworfenem Gut des Menschen sieht, das nur im Besitz eines Gegenstandes, Wesens, Patents seine Vollendung sieht und in dieser Haltung monetäre Werte schöpft. Thomas von Aquin war da der Erstkirchenvater einer scholastischen Gegenposition, ein Fechter für die Vielgestalt: „Die Vielheit und Verschiedenheit der Schöpfung entspringt aus der Absicht des Erstwirkenden, weil seine Güte durch ein einziges Geschöpf nicht ausreichend dargestellt werden kann.“

Schöpfungsverfechter

Oft fragt man sich während der Lektüre von Thomas von Aquin, ob er nicht ein Vorläufer der Klimabewegung gewesen wäre, der laut singend gemeinsam mit dem heiligen Franz von Assisi an „Fridays for Future“ teilgenommen hätte. Sie würden gemeinsam wohl sehr viel zu sagen – und zu singen – haben zu den Zeitläuften. Immerhin gibt es große Nachläufer, wie etwa die drei zuletzt in Rom eingesetzten Päpste, beginnend mit Johannes Paul II., der 2002 im Rahmen einer Generalaudienz sagte:

„Gott hat ein kostbares Buch geschrieben, dessen Buchstaben von der Vielzahl der im Universum vertretenen Geschöpfe gebildet werden. Die Schöpfung zu betrachten, bedeutet, eine Botschaft zu hören, eine paradoxe lautlose Stimme wahrzunehmen.“ Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts wird dafür die Stimme der katholischen Kirche immer lauter, was die Rechte der Schöpfung betrifft. Auch Benedikt XVI. mahnte 2005 ein, dass „die äußeren Wüsten in der Welt wachsen, weil die inneren Wüsten so groß geworden sind“, und erinnerte an die Pflicht der Kirche, „die Natur zu hüten und den Menschen gegen seine Selbstzerstörung zu schützen“.

Diesen Weg setzt der aktuelle Papst Franziskus äußerst konsequent fort. So enthält die Umwelt-Enzyklika *Laudato si'* klare Handlungsleitlinien für gesetzlich verordneten Schutz der Biosphäre – die letztlich auch dazu führen sollen, einen „neuen Menschen“ und eine „neue Beziehung zur Natur“ zu schaffen.

Wieder und wieder beklagt der Papst internationale Vereinbarungen, die untergraben werden „durch die Aufsplitterung und durch das Fehlen strenger Mechanismen zur Reglementierung, Kontrolle und Sanktionierung“. Die Enzyklika fordert explizit den „Druck der Bevölkerung“ auf die Politik und „die existierende Weltordnung, die sich als unfähig erweist, Verantwortungen zu übernehmen“. Sogar mit Details der Umweltverträglichkeitsprüfung setzt sich Franziskus auseinander, die seiner Ansicht nach meist zu spät ansetzt. Er fordert eine „Beweislastumkehr“, bei der Projekte den „objektiven und schlagenden Nachweis zu erbringen haben, dass das Vorhaben keine Schäden für die Umwelt und ihre Bewohner verursachen wird“.

Interne Blockaden

Freilich gibt es gegen Franziskus' Stellungnahme „Diese Wirtschaft tötet“ viel Widerstand der Wirtschaft, aber auch aus geistlichen Kreisen, wo auch gerne gegen eine „ökologisierte“ Kirche zu Felde gezogen wird. Der Leiter der vatikanischen Behörde für menschliche Entwicklung, Kardinal Peter Turkson, sprach in diesem Zusammenhang sogar von einer „Blockadehaltung mancher Bischöfe“. Andere Kritiker, wie der Schweizer Ethiker Martin Rhonheimer, werfen dem Papst relativ unverblümt vor, nichts von Wirtschaft zu verstehen, und verteidigen die Konsumwirtschaft als Weg aus der Armut.

Solche Positionen mögen in der Debatte um *Laudato si'* und die Schöpfungsverantwortung eine Minderheit darstellen, im systemrelevanten Getriebe stellen sie eine breite Mehrheit dar, und das Schöpfungsgebet des Papstes in *Laudato si'*, in dem Franziskus ruft, Gott möge jene erleuchten, die Macht und Reichtum besitzen, blieb zu großen Teilen unerhört. Im 19. Jahrhundert scheint es noch funktioniert zu haben: Die Retter des letzten Urwaldgebietes waren nicht die streitbaren Mönche von Admont oder Gaming. Es war der Bankier Albert von Rothschild – der damals reichste Mann Europas.

In der nächsten FURCHE

Beamte – zwischen Macht und Klischee. Gerade die Rolle von Spitzenbeamten wie Christian Pilnacek wird dieser Tage kontrovers debattiert. Wie viel Macht haben Staatsdiener(innen) tatsächlich? Was steckt hinter gängigen Vorurteilen? Und: Ist ihr Status noch zeitgemäß? Eine Bestandsaufnahme.

Herbert Kickl hat die FPÖ geprägt wie kaum jemand sonst. Wie ist seine Rhetorik einzuordnen? Wie seine Strategie? Und was bedeutet das für künftige Regierungen? Ruth Wodak, Lothar Höbelt und Friedhelm Frischenschlager über ein Phänomen.

Von Stefan Schocher und Doris Helmberger

Herbert Kickl hat Gefallen gefunden an der Bühne. Lange hatte er hinter ihr agiert, jetzt aber hat er sie in Beschlag genommen. Am Montag wählte ihn das Parteipräsidium der FPÖ einstimmig zum Parteichef. Das letzte Wort haben zwar die Delegierten am Parteitag. Aber das ist eigentlich nicht mehr als ein Stimmungs-Barometer für den Neuen an der Spitze. Und der gab sich auch am Montag gleich in altbekannter Manier: Gerührt sei er über den Zuspruch – um sich dann aber gleich auf sein Ziel einzukalibrieren: Die türkise ÖVP sei das „größte politische Blendwerk der Zweiten Republik“. Das klingt nach Erwartbarem. Nach dem, was Kickl schon als Clubchef tat. Nun tut er es im Alleingang – ohne Paarlauf mit einem Parteichef.

Kickl, das ist einer, der verbal aus dem Vollen schöpft: Wenn er auf Kundgebungen gegen die Corona-Maßnahmen donnert, wenn er im Nationalrat Rundumschläge austellt, wenn er in Interviews wutschnaubend rhetorische Doppelsaltos hinlegt. Spielerisch wirkt es, wenn er da im Parlament etwa über den „Corona-Wahnsinn“ herzieht und zum „Widerstand“ gegen „autoritäre Geistes-Durchseuchung“ aufruft.

Strategische Sackgasse

„Er gibt nicht normales Wischi-Waschi von sich – das spricht für ihn“, sagt der FPÖ-nahe Historiker Lothar Höbelt. Nur, so sagt er auch: „Das macht noch keinen guten Politiker aus.“ Und aktuell habe Kickl die FPÖ in eine strategische Sackgasse manövriert. Damit meint Höbelt vor allem die Omnipräsenz Kickls auf Corona-Demos, wo sich dieser in die Pose des Rebellen wirft und den Bruch mit der ÖVP vollzogen hat. Nur: „Die Leute, die sich da jetzt engagieren, die haben mit dem Clientel der FPÖ nichts zu tun.“ Bestenfalls einen Teil der Corona-Demonstranten werde die FPÖ auch tatsächlich mitreißen können. Um eine Regierung mit linker Beteiligung zu verhindern, brauche es aber die ÖVP. „Er ist klug“, so Höbelt über den neuen FPÖ-Chef, „aber wenn er ein bisschen klüger wäre, dann würde er das auch einsehen.“

Friedhelm Frischenschlager, ehemals FPÖ-Klubchef und später Mitbegründer des Libera-

len Forums, traut Herbert Kickl in dieser Hinsicht freilich mehr zu. Er ortet eine „doppelte Situationsflexibilität“, die eine spätere Zusammenarbeit mit der ÖVP – trotz eines in Sachen Populismus und Demagogie unerreichten Kickl an der Spitze – durchaus ermöglichen könnte: „Zum einen gibt es ja das historische Vorbild der Regierungsbildung von 2000, bei der sich auch Haider als Parteichef aus dem Spiel genommen und Susanne Riess-Passer vorgeschickt hat“, erklärt Frischenschlager. „Und wie flexibel die ÖVP unter Sebastian Kurz ist, wenn es um Machterhalt und Machtausdehnung geht, hat sie schon vielfach gezeigt.“ So groß der persönliche Konflikt zwischen Sebastian Kurz und seinem ehemaligen Innenminister auch sei: Nach „einer gewissen Aufwärmphase der Beziehungen“ sei alles möglich.

Klar ist jedenfalls, dass Herbert Kickl die FPÖ seit Jörg Haider geprägt hat wie kaum jemand sonst. Er ist der Mann hinter der Eskalationsrhetorik der Partei, hinter ihren Wahlkämpfen und Sprüchen. Auch ist er die Person hinter den Provokationen Haiders – ohne jemals zur Haiderschen „Bublerl-Partei“ gehört zu haben.

Allerdings war es dann doch Kickl, der diesem Kreis die rhetorischen Werkzeuge bereitete: „Daham statt Islam“ entstammt seiner Feder. Ebenso: „Pummerin statt Muezzin“ oder „Schweinskolett statt Minarett“. Und Kickl

schrrieb Haiders Reden. Als der damalige FPÖ-Chef 2001 etwa in Anspielung auf den damaligen Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde, Ariel Muzicant, sagte, er verstehe nicht, wie einer der Ariel heiße so viel Dreck am Stecken haben könne, so war es Kickl, der ihm die Textbausteine vorgesetzt hatte.

Rhetorische Provokationen

Kickl steht für diese scheinbar lapidaren Sätze, die oft als aus dem Zusammenhang gerissene verbale Ausrutscher dargestellt werden. Das „konzentrieren“ von Asylwerbern etwa. Oder die Umbenennung von Aufnahmestellen in „Ausreisezentren“. Zufälle? Die Sprachwissenschaftlerin Ruth Wodak verneint: „Politische Kommunikation ist immer strategisches Handeln und Spontaneität ist selten.“ Die „so genannten Sager“ seien vielmehr „bewusste Provokationen“, über die ein „Perpetuum-Mobile des Rechtspopulismus“ am Laufen gehalten werde. Ein Wettlauf um Schlagzeilen und Skandale. Ein Rennen um die Titelseiten und die Empörung. Doch dieses Rennen ist nicht ohne Folgen geblieben, was den politischen Diskurs in Österreich angeht.

Herbert Kickl ist für Ruth Wodak jedenfalls nichts weniger als die Person – neben wenigen anderen – hinter der „Marke FPÖ“ so wie sie sich heute präsentiert und wie sie die politische Landschaft des Lands seit Haider geprägt hat. Zugleich aber ist die FPÖ auch

eine Partei, die in dieser Form in Europa ohne Beispiel ist. Österreich hatte Rechtspopulismus vom Zuschnitt der FPÖ im mehr oder weniger heutigen Gewand und mit Kicklscher Prägung, da hatte Deutschland im politischen Spektrum rechts der Mitte nur Bürstenschnitt-Parteien wie die

„Herbert Kickl ist klug. Aber wenn er ein bisschen klüger wäre, würde er einsehen, dass er die ÖVP braucht.“

Lothar Höbelt

NPD oder die Republikaner. Oder in Frankreich den „Front National“ unter Jean Marie Le Pen. In Summe: kaum verschleiertes Alt-Nazitum mit konspirativem Bierkeller-Mief am Rand des Rechtsrahmens. Ein Minderheitenprogramm. Und in Österreich? Da gab es Jörg Haider in vollen Hallen. Und Kickl als führenden „Spindoktor“.

Für Lothar Höbelt ist Kickl letztlich dann aber doch eher eines: Ein Politiker, der für die FPÖ gerade jetzt wichtige strategische Brücken abbreche. Und das sei vor allem ein gefährliches Signal an die eigene Wählerschaft: Denn aus einem „na gut, dann

bleiben wir eben in der Opposition“ schließe der Wähler sehr oft letztlich auch: „In der Opposition brauche ich nicht zur Wahl gehen, weil dagegen sein kann ich daheim auch.“ Und Flirts mit der SPÖ würden an der Glaubwürdigkeit nagen und die freiheitliche Basis vergraulen.

Strategie oder nicht – für Ruth Wodak hat Kickl zumindest zwei Seiten: Da ist auf der einen Seite der Mann auf der Bühne, der Demagoge, der sich mit Provokationen Plätze auf den Titelseiten sichert. Und da ist der Mann hinter der Bühne: der Strategie, der Programmierer. Einer, der komplex und argumentativ seine Ideologie ausbreitet, wie es Ruth Wodak ausdrückt. Etwa bei einer Rede vor der AfD im Jänner 2020: Kein Schaum vor dem Mund, keine Polemiken; dagegen nüchterne rechtsnationale Programmatik. Herbert Kickl versteht es eben, verschiedenste Zielgruppen zu bedienen: den Nationalrat ebenso wie wütende Bürger auf Demonstrationen oder Gesinnungsgenossen in den Reihen der deutschen Schwesternpartei AfD, die es aus der Position des politisch Erfahreneren auf eine gemeinsame Linie einzuschwören gelte.

„Trennstriche ziehen“

Und die hiesige ÖVP? Diese habe ihrerseits unter Sebastian Kurz damit gepunktet, die Themen der FPÖ zu übernehmen – was zu großen Überlappungen bei der Wählerschaft bis hin zu „osmotischen Wechselwirkungen“ geführt habe, betont Friedhelm Frischenschlager. Umso mehr muss die ÖVP aus seiner Sicht „klare Trennstriche“ ziehen, was etwa eine Nähe zu rechtsextremen Kreisen, die Europapolitik oder die „völlig rückwärtsgewandte“ Position der FPÖ in der ökologischen Frage betrifft. Um eine Klärung dieser inhaltlichen Konflikt- und Konkurrenzfelder gehe es, meint Frischenschlager. „Nicht um den persönlichen Konflikt zwischen Kickl und Kurz.“

Endlich Erster

Mit Ex-Grünen-Chefin Eva Glawischnig ritterte Herbert Kickl am Bundesgymnasium in Spittal an der Drau um das Amt des Klassensprechers. Glawischnig gewann damals. Nun ist er Chef der FPÖ.

Foto: APA / Roland Schlager

Der Eskalations-Dramaturg



Lesen Sie dazu auf [furche.at](https://www.furche.at) auch „Herbert Kickl und die Demos: Wahn und Wirklichkeit“ (10.3.2021) von Doris Helmberger.

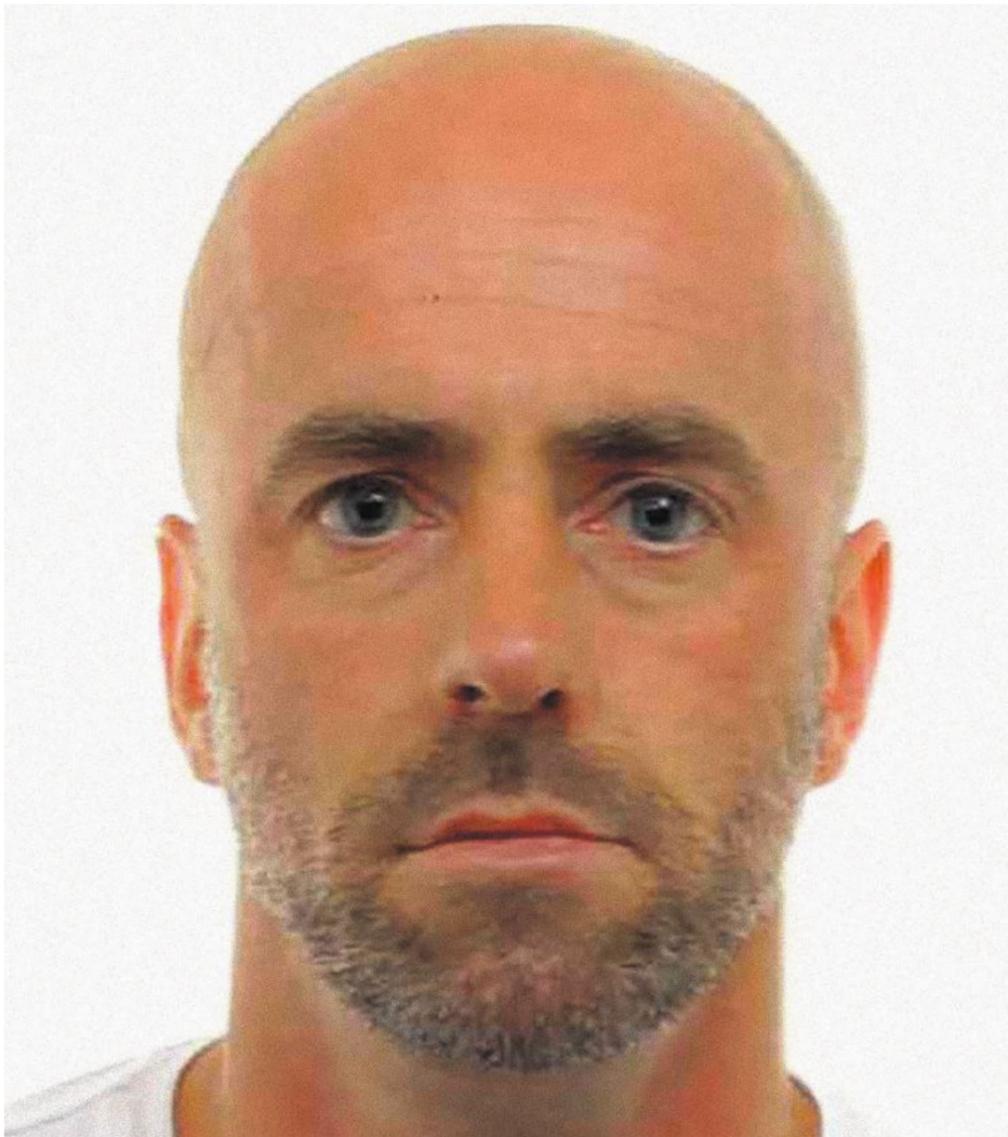


Foto: APA / AFP / Belgian Federal Police / Handout

Von Tobias Müller

Ende letzter Woche wurde Jürgen Conings wieder einmal gesucht. 120 Soldaten, 60 Polizisten, dazu Spezialisten vom Zivilschutz mit Spür- und – für den Fall, dass der Verschwundene nicht mehr am Leben ist – Leichenhunden, durchkämmten zwei Gebiete im Nationalpark Hoge Kempen im Osten Belgiens. Die Bilder glichen den Suchaktionen der vergangenen drei Wochen, nur dass die Temperaturen inzwischen deutlich höher liegen. Auch das Ergebnis ist das gleiche: nichts.

Seit Mitte Mai hält der 46-jährige untergetauchte Elitesoldat Belgien in Atem. In einem Abschiedsbrief, den seine Freundin vorfand, kündigte er an, er wolle nicht in „einer von Politikern und Virologen regierten Gesellschaft“ leben und begeben sich „in den Widerstand“ gegen „das Regime“. In seiner Kaserne in Leopoldsborg deckte sich Conings, auf einer Liste potenzieller Gefährder des belgischen Antiterror-Organs OCAD als rechtsextrem eingestuft, mit dem Hinweis auf ein vermeintliches Schießtraining mit Waffen schweren Kalibers ein. Laut der Kaserne waren darunter vier Raketenwerfer und eine Maschinenpistole. Erstere wurden nach kurzer Zeit in seinem Auto in einem Waldgebiet gefunden.

Familien verbarrikadieren sich

Im betroffenen Gebiet in der Provinz Limburg, wo Conings noch immer vermutet wird, reichten die Folgen der Suchaktionen von gesperrten Straßen bis zu besorgten Eltern, die ihre Kinder aus Vorsicht nicht zur Schule gehen ließen. Doch Belgien steht im Rahmen dieses Falles weitaus größeres Ungemach ins Haus. Konkret liegt das daran, dass es der Scharfschütze, der mehrere Auslandsmissionen absolvierte, anscheinend auf Marc Van Ranst abgesehen hat, einen der bekanntesten wie umstrittensten Virologen Belgiens, den er schon zuvor mit dem Tod bedroht hatte. Am Abend seines Verschwindens wurde er bei dessen Haus gesehen. Seitdem lebt der Virologe samt Familie an einem geheimen Ort.

An der Figur Van Ranst, die in ihrer medialen Präsenz und strittigen Diskursposition in quasi jedem anderen Land Ent-

Jürgen Conings

Der 46-jährige Scharfschütze soll einen Anschlag auf den Virologen und Regierungsberater Marc Van Ranst planen.

sprechungen hat, erklärt sich auch, worin der womöglich wesentlich größere gesellschaftliche Effekt dieses Falles liegt. Der Chef des Labors für Klinische und Epidemiologische Virologie an der Katholischen Universität Leuven und Berater der belgischen Regierung in der Pandemie wird von Kritikern der belgischen Coronabekämpfung vielfach für die harten Einschränkungen des öffentlichen Lebens verantwort-

„Die Kluft zwischen dem flämisch-nationalistischen, rechts wählenden Teil der Bevölkerung und der föderalen Regierung in Brüssel ist inzwischen immens.“

KLARTEXT

Chance oder Scheitern

Vor vier Wochen habe ich hier über die Hoffnung einer Nach-Corona-Ära geschrieben. Darüber, dass dank der Impfkampagne der Alltag in Israel schneller als erwartet zurückkehrt sei. Dazu gehöre leider auch, dass sich die Auseinandersetzungen zwischen Palästinensern und israelischen Sicherheitskräften wieder gefährlich zuspitzen. Die FURCHE war noch nicht gedruckt, da waren wir mittendrin im nächsten Gaza-Krieg. Auch unweit des ARD-Studios in Tel Aviv schlugen Raketen der Hamas ein. Zwischen arabischen und jüdischen Israelis kam es zu bürgerkriegsähnlichen Szenen. In Gaza zerstörten israelische Bomben das Haus des ARD-Kameramannes. Zum Glück gab es in diesem Fall keine Opfer. Sein Lebenstraum stand wohl ungewisslich über einem der Tunnel, mit denen die Hamas den Küstenstreifen unterhöhlt hatte. Die jüngste Eskalation ist vorbei. Die nächste Runde nur eine Frage der Zeit.

In den vergangenen Tagen wurde noch aus einem anderen Grund Geschichte ge-

schrieben: In einem historischen Schritt verbündet sich das Anti-Netanjahu-Lager. Acht Parteien, zwischen denen sonst tiefe ideologische Gräben liegen, vereint der Wunsch, die Ära von Langzeitpremier Netanjahu zu beenden. Dessen Politik dreht sich nach der Anklage wegen Korruption nur noch um die eigene Person. In der neugebildeten Koalition will der rechts-religiöse, siedlerfreundliche Hardliner Bennett als erster Premier auch mit einer arabischen Partei regieren. Netanjahu wird alles daran setzen, die hauchdünne Mehrheit seiner Gegner platzen zu lassen. Die neue Allianz kann krachend scheitern. Aber sie kann auch eine Chance sein, das gesplittene Land zu einen – ein Signal der Hoffnung. Über die ich nicht aufgeben möchte zu schreiben. Gerade aus Nahost.

Die Autorin ist Korrespondentin der ARD im Nahen Osten.



Von Susanne Glass

In Belgien wird seit letztem Monat ein rechtsextremer, schwer bewaffneter Elitesoldat gesucht. Inzwischen ist er zum Idol einer kruden Mischung aus Nationalisten, Identitären und Corona-Skeptikern geworden.

Vom Staatsfeind zur Ikone

lich gemacht – und für den bisweilen wenig stringenten Kurs, dem sie folgten.

So weit, so bekannt, kann man sich etwa aus österreichischer Sicht sagen. Auch dass Van Ranst im Lauf der Pandemie diverse Todesdrohungen erhielt, ist – ohne dies im Geringsten zu bagatellisieren – ein Schicksal, das er mit Kollegen im Ausland teilt. „Ich bin die Bedrohungen satt, aber leider gewöhnt man sich auch daran“, teilte er unlängst dem niederländischen Rundfunksender NOS mit. In seinem Fall kommt hinzu, dass seine politische Nähe zur postmarxistischen Parti du Travail/Partij van de Arbeid (PTB/PVDA) bekannt ist. Auf seine Expertentätigkeit hat dies zwar keinerlei inhaltlichen Einfluss – wohl aber auf den Hass, der ihm vor allem online entgegen schlägt und für den der Militär Conings ein extremes Beispiel ist.

Politische Landschaft gespalten

Die politische Landschaft Belgiens ist nicht nur tief, sondern auch zunehmend gespalten. Das Wahlergebnis 2019 zeigt, dass der frankofone Landesteil deutlich nach links neigt, der niederländischsprachige dagegen nach rechts. Dass die beiden flämisch-nationalistischen Parteien, die bürgerliche N-VA und der rechtsextreme Vlaams Belang, zwar gemeinsam fast die Hälfte aller flämischen Stimmen bekamen, aber kein Teil der Brüsseler Sieben-Parteien-Koalition sind, sorgt in der Region für ein Sentiment von Fundamentalopposition, das sich im weitverbreiteten Slogan „Nicht meine Regierung“ ausdrückt, der längst zum geflügelten Wort im flämischen Diskurs geworden ist.

„Nicht meine Regierung“ ist auch ein Gradmesser für die Kluft zwischen dem großen flämisch-nationalistischen, rechts

wählenden Teil der Bevölkerung und der föderalen Regierung in Brüssel, die schon vor der Coronakrise tief war und inzwischen immens ist. Und just vor diesem Hintergrund hat der Fall Jürgen Conings Potenzial für eine zersetzende Dynamik, die bis weit über die Pandemie hinaus zu spüren sein dürfte: Der Mann, der zurzeit als Staatsfeind Nummer eins gilt, ist zugleich zum Idol für zehntausende Unzufriedene geworden – just durch das Motiv des einzelnen Mannes, der sich dem Zugriff hundert bewaffneter Staatsdiener entzieht.

Deutlichstes Indiz ist die Facebook-Gruppe „Als 1 achter Jürgen“ (etwa „Vereint hinter Jürgen“), die Ende Mai entfernt wurde und bis dahin in kurzer Zeit fast 50.000 Mitglieder bekam. „Rettet Jürgens Leben“ stand als Gruppeninformation oben an. Dort herrschte eine Art Konsensnarrativ von Conings als heldenhaftem Soldaten und vorbildlichem Patrioten, der sein Leben für sein Land einsetzte, nun vermeintlich von posttraumatischem Stress geplagt wird und statt psychologische Hilfe zu bekommen, das Ziel einer völlig überzogenen Treibjagd wird.

Folglich bietet man „Jürgen“, inzwischen zu einer heldenhaften Mischung aus Robin Hood und Rambo stilisiert, der sich im Namen des Volkes gegen eine korrupte, elitäre Regierung stellt, massenhaft Unterschlupf an. Man erklärt sich solidarisch und stellt Kerzen für ihn ins Fenster. Mehrfach gab es auch Solidaritätsmärsche in der Nähe seines Wohnorts, an denen freilich nur wenige Hundert Menschen teilnahmen.

Unterschlupfangebote en masse

Deutlich wird: Dieser Mann hat ein beachtliches Potenzial als Märtyrer einer Bewegung, die sich in der Grauzone zwischen Konservativen, Rechtsextremen, Verschwörungsgläubigen und Corona-Skeptikern formiert. Seine Umtriebe in der radikalen Rechten sind zumindest kein Hinderungsgrund – oder werden von seiner Anhängerschaft umgedeutet, bis Conings weithin anschlussfähig ist. Ein Kommentierender erklärt gar: „Ich bin links ... wenn ich schon eine politische Entscheidung treffen muss. Aber eigentlich sollten wir all diese Bezeichnungen abschaffen ... Links und Rechts haben denselben Feind. Unsere Art, etwas anzugehen, unterscheidet sich. Mehr nicht.“

Die belgische Zeitung *De Tijd* zitiert dazu Ico Maly, einen Kulturwissenschaftler der Universität Tilburg: „Die Gruppe ist sehr divers. Was sie vereint, ist das Gefühl, Opfer zu sein. Von Corona, von der Linken, von traditionellen Parteien, der sich verändernden Gesellschaft. Und all das kommt zusammen in einer Figur: Jürgen Conings.“

Wie brandgefährlich und potenziell mörderisch diese Dynamik ist, zeigte sich Ende Mai, als die belgische Polizei einen 50-jährigen Rechtsextremisten festnahm. Der Mann war zuvor als vermisst gemeldet worden und hatte Bedrohungen gegen Van Ranst geäußert. Kurz davor war das Gebäude des Medienverlags De Pers Group in Antwerpen wegen einer nicht näher benannten Drohung evakuiert worden. Später wurde bekannt, dass sich offenbar eine Gruppe niederländischer Rechtsextremisten auf dem Weg dorthin befand. Sie versprach sich Informationen zum Aufenthaltsort Van Ransts.

Von Günter Spreitzhofer / Windhoek

Mit Hansi Hinterseer und „Sieben roten Rosen“ war eigentlich nicht zu rechnen gewesen. Plötzlich war jedenfalls Musik da und das Knistern im Autoradio vorüber, gleich nach Seeheim, wo ein uraltes Hotel aus Steinblöcken steht. Verlassener geht es kaum, selbst für namibische Verhältnisse: 495 Kilometer und nur eine Tankstelle bis zur Lüderitzbucht.

Der Sender heißt *NBC Funkhaus Namibia* (Motto: „Deutsch gehört gehört“), besteht seit 1979 und bringt täglich Kindersendungen („Hallo Kinder“), Samstagmorgen „Wochenend und Sonnenschein“ und Sonntagnachmittag nach der Bibelstunde „Wünsch dir was“. Frau Vogelbeer aus Swakopmund wünscht sich Andreas Gabalier. Doch von Rehlein ist hier in Südnamibia keine Spur, eher von Oryx und Springböcken, die aus dem Nationalpark am Rand der Wüste Namib traben.

Windhoek, die Hauptstadt Namibias, ist 685 Kilometer entfernt. „Einmal im Jahr fahren wir zum Zahnarzt hin“, sagt Frau Lore, 74, die in der Bismarckstraße im Städtchen Lüderitz einen kleinen Laden neben der Kegelbahn betreibt. Sie verkauft Souvenirs und Memorabilien, die *Buchter News* (eine namibische Lokalzeitung in deutscher Sprache) und Eintrittskarten für die verwehte Diamantengeisterstadt Kolmannskoop in der diesigen Dünenlandschaft im Hinterland.

Schon ihre Großeltern sind hier geboren, sagt sie, und zeigt uns stolz ihre Hefte der Schriftenreihe „Aus alten Tagen in Südwest“, Heft eins bis acht, die von Walter Moritz, einem ehemaligen Missionar der Rheinischen Mission, herausgegeben wurde. Da geht es um Ochsenkarren und Pastoren, um Seidenweber und feindliche Herero, um Zucht und Ordnung und schwarz und weiß – nicht nur drucktechnisch.

Eroberer nach Eroberer

Frühere Besucher des einsamen Landstrichs kamen eher vom Meer. Den portugiesischen Seefahrer Bartolomeu Diaz, damals auf der Suche nach dem Seeweg nach Indien, verschlug es 1487 als ersten Europäer in die entlegene Bucht, die später von England zum Guano-Abbau genutzt wurde. Doch dann kamen die Deutschen und blieben 31 Jahre.

Lüderitzland, wie der Küstenstreifen im Südwesten Afrikas fortan bezeichnet wurde, war keine zufällige Entdeckung. Es wurde nach den Bremer Großkaufleuten August und Adolf Lüderitz benannt, der das Land 1883 unter fragwürdigen Umständen über Heinrich Vogelsang für seine Firma erwerben ließ. Das 1884 unter deutschen Schutz gestellte Küstenland wurde – gemeinsam mit dem nördlich gelegenen Swakopmund – zu einer Keimzelle der Kolonie Deutsch-Südwestafrika, des heutigen Namibia.

Erst mit der Stationierung der deutschen Schutztruppen, die im Kampf gegen aufständische Nama, eine ansässige Volksgruppe, flugs herbeigeschifft wurden, ging es mit der kleinen Hafenstadt an der nebeligen Diamantenküste aufwärts. Deutsche Transatlantikdampfer der Woermann-Linie verkehrten nach Fahrplan.

Viele Gebäude erinnern immer noch an eine deutsche Kleinstadt der vorvorigen Jahrhundertwende – da sind die Turnhalle und die Lesehalle, dort gibt es kleine Kaffeehäuser, Kegelbahnen und Herbergen wie den Kratzplatz in der Nachtigallstraße. Die prächtige Felsenkirche am Diamantenberg in den Klippen oben ist einmal täglich für eine Stunde zugänglich. Dann durch-



Foto: Günter Spreitzhofer

Austern und Diamanten

Früher gruben Glückssritter auf Nama-Land unter dem Schutz deutscher Soldaten nach Diamanten, heute überlebt Lüderitz dank Austernzucht.

Am Rande der Wüste Namib wehrt sich ein kolonialdeutsches Städtchen dagegen, das Erbe der deutschen Schreckensherrschaft in Südwestafrika in Vergessenheit geraten zu lassen. Eine Spurensuche.

Lüderitz – für immer

dringt die Nachmittagssonne die Glasfenster, die einst Kaiser Wilhelm gespendet hat.

Der Ort hat auch dunklere Seiten: das berühmte Konzentrationslager auf Shark Island, in dem gefangengenommene Orlam und Nama mit ihren Familien interniert wurden. Nicht einmal 500 von rund 2000 Insassen überlebten Zwangsarbeit, prekäre hygienische Zustände und Mangelernährung.

Heute durch einen Damm mit dem Festland verbunden, erinnert wenig an das Grauen von 1904 – ein einsamer Leuchtturm, ein Campingplatz und die alte Feuerwehrrstation, mit Blick auf den kleinen Hafen, wo einige Diamantenschiffe, die den Meeresgrund nach Edelsteinen absaugen, zwischenlagern.

Koloniale Wüstenei

Ohne einen kurzfristigen Diamantenrausch wäre Lüderitz wohl danach in Vergessenheit geraten: 1908 fluteten Glückssritter die Region, und der Bau der Bergbausiedlung Kolmannskoop, heute eine touristisch gut erschlossene Geisterstadt zehn Kilometer landeinwärts, machte Lüderitz plötzlich reich – denn hier gab es Wasser und Bars für die Kumpel aus aller Welt. Rasch wurde ein „Sperrgebiet“ definiert, das bis zur südafrikanischen Grenze am Oranje-Fluss reicht, um unkontrolliertes Schürfen zu untersagen.

Im damaligen Theatersaal der Kolmannskuppe, einem der größten des kolonialen Südafrika, stehen heute ausgestopfte braune Hyänen und verstaubte Barren und Böcke für Bodenturner, vergilbte Zeitungsartikel und Fotos künden von eiserner Disziplin in Reih und Glied. Pioniere, Pracht und Macht: Eine eigens angelegte Bahnlinie sorgte wochentags für Wasseranschub, und am Wochenende wurde Lüderitz zur Partyzone der Bergarbeiter, für die Deutschland ein eigenes Freibad und sogar ein modernes Spital baute.

Heute haben sich die Wüstenwinde das Gelände zurückerobert, mit Sanddünen bis zur Decke im früheren Operationsaal, zerborstenen Fensterscheiben und morschen Stiegen. Die Diamantenfelder gehören mittlerweile dem DeBeers-Kon-

zern, der im südlichen Afrika eine Monopolstellung hält. Doch Deutschland, das sich offiziell zu seinem Völkermord an den heimischen Bevölkerungsgruppen der Nama und Herero bekennt (*siehe Kasten unten*), ist im Straßenbild weiterhin allgegenwärtig, auch wenn längst schon keines der Schulkinder mehr Deutsch lernt und weiße Namibier eine Minderheit darstellen.

„Seit 2013 fordert Namibias Präsident die Umbenennung von Lüderitz in !NamiNus, was in der Sprache Nama ‚Umarmung‘ bedeutet. Bisher war sein Drängen vergeblich.“

Im Selbstverständnis des seit 1990 unabhängigen Staates Namibia soll das deutsche Erbe rasch verschwinden, wie Sebastian Geisler – Blogger und Journalist der Namibian Broadcasting Corporation – in TV-Beiträgen auf *OneAfrica TV* berichtet. Der namibische Präsident Hifikepunye

Pohamba forciert seit 2013 die Umbenennung von Lüderitz in !NamiNus (sic! = „Umarmung“ in der Sprache der Nama), um die Kolonialhistorie zu überwinden. Doch nach massiven Protesten der Lüderitzer Bevölkerung (Parole: „We stay Lüderitzbucht“) kam es nur zur Umbenennung des Wahlkreises, der Ortsname selbst bleibt bestehen.

Man lebt von Austernzucht und Export von Seegras, wartet auf einen weiteren Ausbau des Hafens und die endgültige Inbetriebnahme der neuen Eisenbahn, deren Schienenkörper eigentlich längst fertig ist. Doch der erste Zug, der 2014 tatsächlich in Lüderitz einfuhr, sollte der bislang letzte bleiben – die dauernden Sandverwehungen draußen vor der Stadt erfordern teilweise Untertunnelungen, sagt Lore. Und die können dauern.

Wenn dann der Abend kommt und wenn es dunkel wird, dann ist Lüderitz wieder allein – eine Bastion stramm deutscher Historie am Ende der Welt, zwischen Nebelbänken und Diamantengruben, Springböcken und Sandhosen.

VÖLKERMORD

1,1 Milliarden Euro Reue

Namibia war von 1884 bis 1915 deutsche Kolonie. Aufstände der Herero und Nama schlugen die deutschen Kolonialtruppen brutal nieder. Im August 1904 trieben deutsche Soldaten etwa 80.000 Herero in das Gebiet der heutigen Kalahari-Wüste und vergewaltigten und ermordeten viele von ihnen. Mindestens 60.000 Herero und 10.000 Nama wurden getötet, tausende weitere in Konzentrationslager gebracht. Historiker stufen die Vorgänge als ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts ein. Das Aussöhnungsabkommen, das vor wenigen Tagen vorgestellt wurde, sieht nun Entwicklungshilfe für Namibia in Höhe von 1,1 Milliarden Euro vor. Freilich liegt der Teufel im Detail. Denn die Herero und die Nama wurden in die Verhandlungen nicht eingebunden. Der Begriff „Völkermord“ wird zwar (schon seit 2016) rhetorisch akzeptiert, Rechtsfolgen, also verpflichtende Reparationszahlungen, hat das aber keine. Für die Nachfahren der Ermordeten ist das Abkommen, das nach fünf Jahren Verhandlungen zwischen den Regierungen in Windhoek und Berlin vereinbart wurde, inakzeptabel. Scharfe Kritik übt die frühere Direktorin der Völkermord-Stiftung der Herero und heutige Vize-Gesundheitsministerin Esther Muinjangu. Wie viele andere Opfergruppenvertreter stört sich Muinjangu auch daran, dass Deutschland den betroffenen Gruppen keine direkte Wiedergutmachung zahlt: „Wie bemisst man den Verlust von Menschenleben, von Vieh, von Land?“, „Respektlos“ nennt die Nama-Aktivistin Sima Goeieman die deutsch-namibische Vereinbarung. „Soziale Projekte werden nicht das Geringste dazu beitragen, die Traumata zu bewältigen“, sagt sie. (tan/dpa)

Überraschend kauft Polen türkische Kampfdrohnen. Ab 2022 wird das Land neben Frankreich das einzige EU-Land sein, das dieses Waffensystem einsetzen kann. Mit dem Deal wertet sich Warschau in Europa militärisch auf – und sendet Signale an Russland und die USA.

Aufstieg in die Militär-Elite

Philipp Fritz / Warschau

Es war eine Ankündigung, die sogar Insider überraschte: Am 19. Mai veröffentlichte der polnische Verteidigungsminister Mariusz Blaszczak auf Twitter ein Bild von einer türkischen Drohne vom Typ Bayraktar TB2. Auf ihrem Rumpf und Höhenruder waren eine polnische Fahne und die Kokarde der polnischen Luftstreitkräfte zu erkennen. „Bald schon gibt es gute Neuigkeiten“, schrieb der Minister dazu. Tatsächlich reiste Blaszczak nur wenige Tage später in einer Delegation von Staatspräsident Andrzej Duda nach Ankara. Am 24. Mai unterzeichnete er dort zusammen mit dem Chef des Waffenherstellers Baykar, Haluk Bayraktar, und in Anwesenheit von Duda und dem türkischen Präsidenten Recep Erdoğan die Verträge über den Kauf von 24 bewaffneten Drohnen. Die ersten sechs sollen bereits 2022 an Polen geliefert werden.

Angeblich verhandelten die polnische und die türkische Seite bereits vor Monaten im Geheimen. Anhörungen oder gar eine öffentliche Drohnen-Debatte, wie sie schon seit Jahren in Deutschland geführt wird, gab es in Polen nicht. So dauerte es nur wenige Tage von der Kaufankündigung bis zum Abschluss des polnisch-türkischen Deals – der das EU- und NATO-Mitglied Polen plötzlich zu einem der wenigen Länder macht, die fähig sind, bewaffnete Drohnen einzusetzen. „Polen steigt nun in einen exklusive Klub auf“, sagt Ulrike Franke, Sicherheitsexpertin, spezialisiert auf Drohnen, beim Thinktank European Council on Foreign Relations (ECFR) im Gespräch mit der FURCHE. Nach Frankreich, das US-Drohnen einsetzt, wird Polen das zweite EU-Land sein, das über entsprechende Systeme verfügt.

Sicherheitspolitischer Coup

Warschau wird dadurch sicherheitspolitisch in Europa enorm aufgewertet. Da es die sogenannte Ostflanke der NATO sichert, gilt Polen ohnehin als militärisches Schwergewicht. Das Land zählt zu den wenigen Ländern, die regelmäßig zwei Prozent ihrer Wirtschaftsleistung für Verteidigung aufbringen und somit die Vorgaben der NATO erfüllen. Die polnische Regierung strebt sogar an, diese Marke auf 2,5 Prozent anzuheben. Mit der Anschaffung von Kampfdrohnen unterstreicht Warschau nun seinen Anspruch, von großen EU-Ländern wie Frankreich oder Deutschland auf Augenhöhe behandelt zu werden. Dabei besitzt Deutschland nicht einmal die Fähigkeit, Kampfdrohnen einzusetzen.

Die Bedeutung des polnisch-türkischen Drohnen-Deals geht über Polen oder die EU hinaus. Er ist auch ein Signal an Russland und die USA.



Foto: Getty Images / Anadolu Agency / Evrim Aydin

Geheime Abkommen

Duda und seine Delegation kauften in Ankara insgesamt 24 Kampfdrohnen. Die ersten sechs sollen bereits 2022 nach Warschau geliefert werden. Monatlang wurde vorab über den Deal im Geheimen verhandelt.

Denn eigentlich zählt Polen nach Saudi-Arabien weltweit zu den wichtigsten Abnehmern von US-Waffensystemen. Vor allem nach dem Sieg der nationalkonservativen Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) bei den Parlamentswahlen 2015 setzte die polnische Regierung zur Modernisierung ihrer Streitkräfte fast ausschließlich auf Verträge mit Washington. Unter anderem entschied sie sich zur Anschaffung von 32 F-35-Kampfflugzeugen mit einem Kaufvolumen von 6,5 Milliarden Dollar. Auch wurden Gespräche über den Ankauf amerikanischer Drohnen geführt. Damit dürfte es jetzt vorbei sein.

„Die polnische Regierung zeigt, dass sie gewillt ist, in Rüstungsfragen ihre Partner zu wechseln, wenn sie unzufrieden mit gewissen Grundsatzfragen ist.“

Mit ihrer Entscheidung, etwa 270 Millionen Dollar in ein türkisches Produkt zu stecken, dazu Radare, Kontrollstationen, Logistik, Raketen und einen Technologietransfer, zeigt die polnische Regierung den USA, dass sie gewillt ist, in Rüstungsfragen ihre Partner zu wechseln, wenn sie unzufrieden mit gewissen Grundsatzentscheidungen ist. In Warschau ist der Unmut über Washington, speziell über US-Präsident Joe Biden, derzeit riesig. Nachdem dieser erklärt hat, auf Sanktionen gegen die

Betreiber-Gesellschaft von Nord Stream 2 zu verzichten, ist das Vertrauen in den Partner USA erschüttert. Polen ist der lauteste Kritiker der deutsch-russischen Gaspipeline. Warschau sieht in ihr eine Gefahr für die europäische Energiesicherheit und ein Erpressungsmittel des Kreml. Bislang sah Polen die USA in der Sache als Unterstützer.

Gleichermaßen richtet sich Polens Drohnenkauf an die Adresse Russlands. Moskau ist seit jeher der Fixpunkt polnischer Sicherheitspolitik. Niemand in der EU warnt energischer vor einer aggressiven russischen Außenpolitik als Polen. Warschauer Rüstungspolitik zielt darauf ab, Russland auch mit Blick auf eine hybride Kriegsführung abzuschrecken, wie sie gegen die Ukraine angewandt wird. In dem Zusammenhang ist die türkische Bayraktar TB2 nicht irgendeine Drohne; sie wurde von der türkischen Armee in Syrien bereits gegen russische Waffen eingesetzt, wie das Flugabwehrraketen-System Panzir. In Moskau wird man die polnische Kaufentscheidung deswegen aufmerksam registriert haben.

Auch die Armee Aserbaidschans setzte die TB2 im Bergkarabach-Krieg im vergangenen Jahr gegen Armenien ein. Für die türkische Rüstungsindustrie war dies ein Schaulauf. Der Einsatz habe auch „in Warschau viele Sicherheitsexperten beeindruckt“, sagt Marek Świerczyński, Militär-analyst beim polnischen Thinktank Polityka Insight, im Interview mit dieser Zeitung. Türkische Drohnen wurden bereits in die

Ukraine verkauft, nun nach Polen. „Der Verkauf der Bayraktar ist ein Erfolg für die Türkei. Erstmals hat Ankara die Drohne an ein EU- und NATO-Mitglied verkauft“, erklärt Ulrike Franke vom ECFR. Für die Türkei ist das ein Statusgewinn. Es gebe nicht viele Länder, die Drohnen exportieren, so Franke weiter. „Die USA und Israel sind schon lange im Geschäft, gelten als Technologieführer. Beide Länder aber waren lange sehr zurückhaltend, was den Export von bewaffneten Drohnen angeht. Auch deswegen konnten China und die Türkei zu führenden Drohnenationen aufsteigen“, erklärt die Expertin.

Das polnisch-türkische Rüstungsgeschäft könnte für die Türkei sogar ein größerer Erfolg sein als für Polen. In Warschau ist das Echo darauf zweigeteilt. „Letztlich verfügt jedes größere Land, das sicherheitspolitisch ernst genommen werden möchte, über Drohnen“, sagt Świerczyński einerseits. Andererseits sieht der Militär-analyst die Anschaffung der Bayraktar TB2 auch kritisch. Verteidigungsminister Blaszczak schein Kaufentscheidungen impulsiv zu treffen, beklagt Świerczyński. „Ich sehe bei den polnischen Beschaffungen kein strategisches Konzept.“

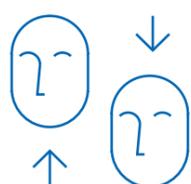
Rückschlag für die heimische Industrie

Świerczyński verweist darauf, dass Polen seit 2010 sein eigenes Drohnenprogramm betreibt. Dazu zählen die Projekte Zefir und Gryf, eine Drohne mittlerer Reichweite, vergleichbar mit der Bayraktar TB2. Für Letztere bestätigte das polnische Inspektorat für Bewaffnung im vergangenen Jahr den Abschluss einer „analytisch-konzeptuellen“ Phase. Durch den Kauf der türkischen Drohne könnte ausgerechnet die polnische Industrie jetzt einen Rückschlag erleiden.

„Die Anschaffung von Drohnen im Ausland steht nicht notwendigerweise in Widerspruch zu einem eigenen Drohnenprogramm“, sagt hingegen Ulrike Franke. Die Entwicklung von Drohnen ist ein langwieriger Prozess. Wenn aber ein Land möglichst schnell auf jene Systeme setzen möchte, kann es übergangsweise welche aus fremder Produktion anschaffen.

Welche industriepolitische Strategie Polen verfolgt, ist unklar. Der Umfang des Geschäfts mit Ankara aber deutet auf eine mindestens mittelfristige Zusammenarbeit hin. Zwar ist die Türkei, wie Polen, ein NATO-Mitglied; das von Präsident Erdoğan autoritär regierte Land gilt mithin als schwieriger Partner. Wie sich das polnisch-türkische Verhältnis entwickelt, bleibt abzuwarten.

Es ist übrigens nicht bekannt, dass Polen ein europäisches Angebot bekommen hätte. Die EU-Partnerländer verfügen auch nicht über ein eigenes Produkt.



KOPF AN KOPF



Debbie Hewitt

Chefin an Spitze des Fußballverbandes



England gilt vor allem deshalb als Mutterland des Fußballs, weil 1863 in London die Football Association (FA) gegründet wurde. Nun hat der Fußballverband erstmals in seiner Geschichte eine Frau an der Spitze. Debbie Hewitt wurde von einem siebenköpfigen Gremium einstimmig als Nachfolgerin des über rassistische Kommentare gestolperten Greg Clarke bestimmt.



Die Stadt Wien

Verlor Status „lebenswerteste Stadt“



Jedes Jahr wird vom EIU, der Forschungseinheit des Wirtschaftsmagazins Economist, der „Global Liveability Index“ erstellt. Drei Jahre lang war Wien als Sieger hervorgegangen. 2021 reicht es gerade noch für den zwölften Platz. Ursache dieser Degradierung sind offenbar die Pandemie und ihre Auswirkungen auf das Gesundheitssystem sowie die Folgen der Lockdowns.



Jens Spahn

Der Minister und die Masken-Causa



Dem deutschen Gesundheitsminister wird vorgeworfen, rund eine Milliarde Masken angekauft zu haben, die nicht den Sicherheitskriterien entsprechen. Anstatt sie aus dem Verkehr zu ziehen, soll er laut Spiegel erwogen haben, sie an Obdachlose, Behinderte oder Empfänger des Sozialgeldes Hartz IV zu verteilen. Spahn konnte diese Vorwürfe bislang nicht klar ausräumen.

Menschen mit Albinismus werden in vielen Teilen der Welt diskriminiert. In einigen Ländern führt das bis zum Tod. Ein Hinblick anlässlich des Welt-Albinismus-Tages der UNO am 13. Juni.

Vom Fluch, anders zu sein

Von Victoria Schmidt

Xueli Abbing ist 16 Jahre alt, und ihre Geschichte geht derzeit um die Welt. Die Niederländerin mit den weißen Haaren, der hellen Haut und der dunklen Brille posierte mittlerweile nicht nur für zahlreiche Designer(innen), sondern auch für das Modemagazin *Vogue*. Ihr äußeres Erscheinungsbild verrät: Xueli ist von Albinismus betroffen. Was ihr in der Modebranche heute viele Türen öffnet, sorgte vor 16 Jahren in China dafür, dass ihre leiblichen Eltern sie als Säugling vor einem Waisenhaus aussetzten. In China gilt Albinismus bis heute als Fluch. Betroffene Kinder werden verstoßen oder versteckt. Damit sie nicht auffallen, färbt man ihnen die Haare schwarz und verheimlicht ihren Albinismus. Xueli wurde von einer niederländischen Familie adoptiert. In Interviews betont die 16-Jährige immer wieder, dass es den meisten Menschen mit Albinismus auf der Welt nicht so gut gehe wie ihr.

Aberglaube und Geldmacherei

„Wir leben in Europa ein Luxusleben“, sagt auch Anja Krings. Die Vorsitzende der deutschsprachigen Albinismus-Selbsthilfegruppe „Noah“ findet es gut, wenn bekannte Persönlichkeiten die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Thema Albinismus lenken. Weniger begeistert ist sie von Filmen wie „Illuminati“, in denen Charaktere mit Albinismus die Bösewichte sind, denn: „Der Kampf um Akzeptanz ist groß.“ Sie selbst habe als Kind verinnerlicht, besser sein zu müssen als andere, um ihre Schwäche zu kompensieren. Früher seien die Anfeindungen noch stärker gewesen, erzählt Krings aus ihrer Kindheit und Jugend. Vergleiche mit Schlagersänger Heino, ein ungefragtes In-die-Haare-Greifen oder Spott über ihre weiße Haarfarbe sind aber bis heute präsent.

Rund 5000 Menschen sind in Deutschland von Albinismus betroffen, in Österreich sind es etwa 500. Die Prävalenz für Albinismus liegt in Europa bei rund 1:17.000. Das größte Problem für

Betroffene sind hier die Seheinschränkungen. Organisationen wie „Noah“ legen daher viel Wert auf eine Frühförderung und Sehschulen. Anja Krings ist es außerdem wichtig zu vermitteln, dass Albinismus keine Krankheit oder Behinderung per se ist. Vielmehr führen die dadurch verursachten gesundheitlichen Probleme zu Einschränkungen. „Wir sind keine Albinos, wir sind Menschen mit Albinismus“, betont Krings.

Die rezessiv weitergegebene Genveränderung, bei der der Stoffwechsel kein Melanin produzieren kann, führt zur reduzierten Pigmentierung von Retina und Iris im Auge. Das schränkt die Entwicklung des Sehvermögens ein. Viele Betroffene haben daher eine angeborene Seheinschränkung oder ein unwillkürliches Augenzittern (Nystagmus). Albinismus gibt es aber in unterschiedlichen Ausprägungen. Bekannt sind derzeit sieben Gene des sogenannten Okulokutanen Albinismus (OCA) und ein Gen des Okulären Albinismus (OA). Während die Formen des OCA Augen,

Haut und Haare aller Geschlechter betreffen – viele Betroffene haben ein deutlich helleres Erscheinungsbild als ihre Familien –, sind Menschen mit OA meist Männer, bei denen ausschließlich die Augen betroffen sind.

Die Häufigkeit von Albinismus liegt weltweit geschätzt bei etwa 1:20.000 für OCA und 1:50.000 für OA. In Europa, Nordamerika und Nordasien ist die Prävalenz deutlich geringer als etwa in einigen Gebieten Lateinamerikas oder den Subsahara-Ländern, wo Albinismus besonders häufig auftritt. In Tansania gibt es etwa eine Häufigkeit von 1:1500, in Malawi liegt sie bei 1:1800 und in Uganda bei 1:3000. Als Grund dafür wird eine geringere genetische Durchmischung der Gesellschaft angenommen.

Eine nicht unproblematische Verteilung. „Dort, wo es am meisten weh tut, sind die meisten Menschen von Albinismus betroffen“, sagt Krings. Weh tut es nämlich auf doppelte Weise. Einerseits sind es die gesundheitlichen Probleme. Durch die starke Sonnen-

einstrahlung, fehlenden Sonnenschutz und einen unzureichenden Zugang zum Gesundheitssystem haben Menschen mit Albinismus in diesen Ländern ein deutlich höheres Hautkrebsrisiko. Zudem leiden ihre äußerst sensiblen Augen unter dem sehr hellen Licht.

Andererseits ist es die gesellschaftliche Ausgrenzung, die gerade in den Ländern Ost-, Zen-

Genetische Eigenart

Die Prävalenz für Albinismus – eine rezessiv weitergegebene Genmutation – liegt in Europa bei 1:17.000, in Tansania bei 1:1500.

„Die Opfer der gewaltsamen Stigmatisierung: Ein Mythos besagt, dass Sex mit einer Frau mit Albinismus AIDS heilt.“

tral- und Westafrikas besonders grausame Auswüchse annimmt. Jahrhundertalte Mythen gepaart mit neuen Formen des Aber-

glaubens schlagen dort in rohe Gewalt um. Für Körperteile von Menschen mit Albinismus ist ein regelrechter Markt entstanden. Haut, Knochen, Haare und Organe sind tausende Euro wert und werden von sogenannten Witch-Doctors zu Tränken, Tinkturen und Talismanen verarbeitet, welche Reichtum und Glück bringen sollen. Die Abnehmer(innen) kommen aus allen Gesellschaftsschichten. Es sind ebenso reiche, korrupte und einflussreiche Politiker oder Geschäftsmänner wie die einfache Bevölkerung, beispielsweise Fischer, die mithilfe eines solchen Talismans auf mehr Ertrag hoffen.

Hilfsorganisationen wie „Licht für die Welt“ verfolgen diese Entwicklungen mit Sorge, zumal vielfach auch Frauen Opfer der gewaltsamen Stigmatisierung werden. Ein Mythos besagt, der Geschlechtsverkehr mit einer Frau mit Albinismus heile Aids, schildert etwa Annemarie Gindorfer. Die langjährige Konsultantin der Organisation nennt außerdem Beispiele von Frauen, die verstoßen wurden, weil sie Kinder mit Albinismus zur Welt bringen.

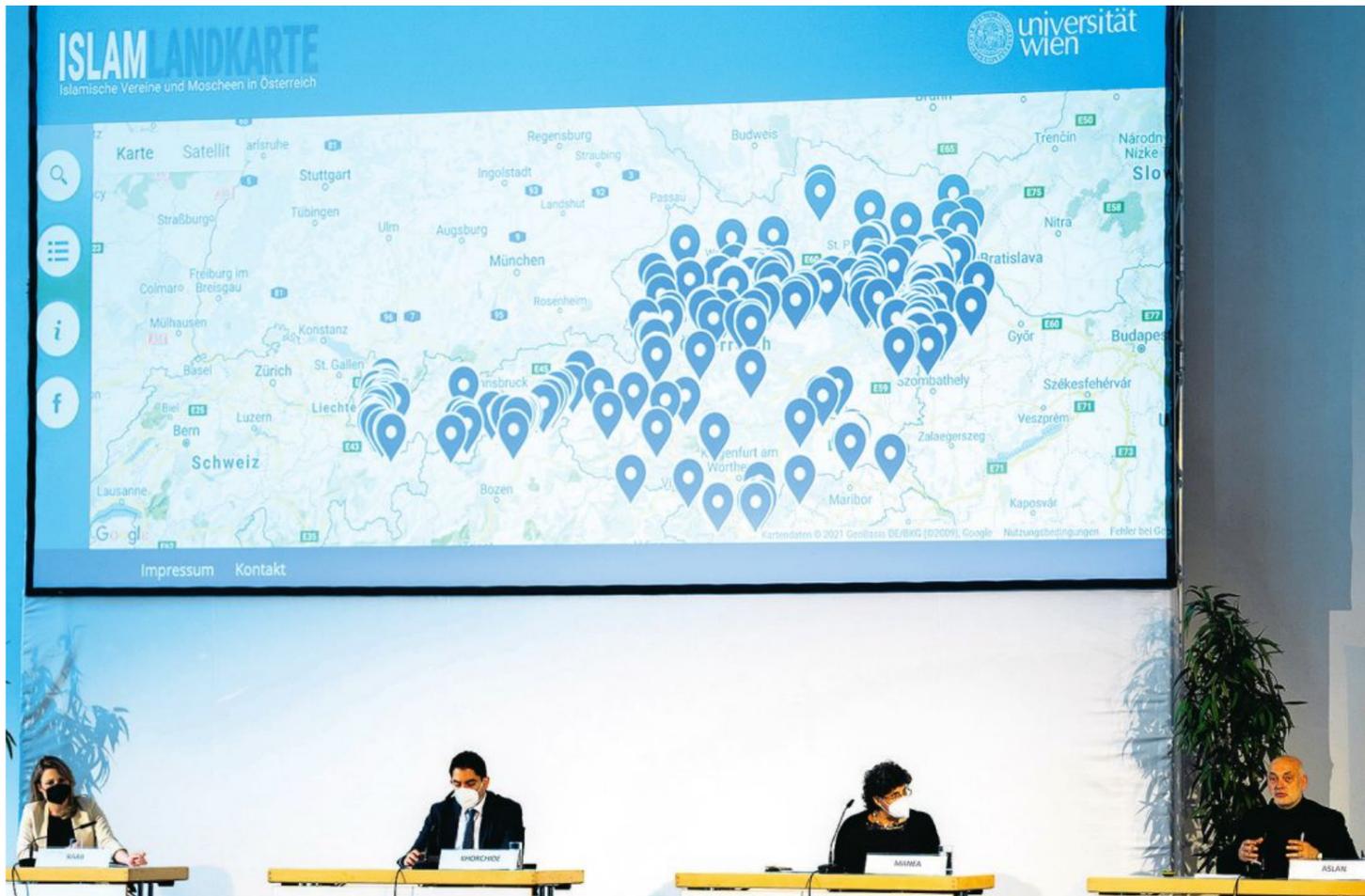
Coronakrise verschärfte Lage

Auch die Eisenstädter Dermatologin Rosemarie Moser weiß von solchen Fällen. Mit ihrem Verein „Tumaini“ setzt sie sich seit mehr als zwei Jahrzehnten für Menschen mit Albinismus ein und hat die Entwicklungen in Tansania und Malawi miterlebt. Die traditionellen Mythen seien erst im Laufe der vergangenen 20 Jahre derart karnibalistisch geworden. Nährboden dafür ist ihrer Ansicht nach ein allgemeines Unwissen. Wie Gindorfer sieht sie nur eine umfassende Bildung als Lösungsweg. Die Coronakrise verschärfte die Situation nun aber. „Die Menschen leben von heute auf morgen, es gibt keine Wirtschaft, Menschen mit Albinismus sind noch mehr gefährdet, weil Geld gemacht werden soll“, so Moser.

Ihr Hauptanliegen ist neben der medizinischen Versorgung die Aufklärung. Dazu nutzen sie und ihre Partner(innen) vor Ort auch den „International Albinism Awareness Day“, der jährlich am 13. Juni stattfindet und von den Vereinten Nationen initiiert wird. Medienwirksame Kampagnen, Informationsveranstaltungen, Feste und Vorträge sollen dabei für Aufmerksamkeit und Bewusstsein sorgen. Menschen mit Albinismus treten dabei selbst als Wissensvermittler(innen) auf.

Letztlich sind es nämlich die Betroffenen selbst, die am besten davon Zeugnis geben können, dass ihre genetische Besonderheit kein Fluch ist. Das zeigen Beispiele wie jenes des 16-jährigen *Vogue*-Models Xueli mehr als deutlich.





Ein alter Hut?

Vorstellung der Islam-Landkarte durch Ministerin Susanne Raab, Mouhanad Khorchide (Leiter des wiss. Beirats der Dokustelle Politischer Islam u. FURCHE-Kolumnist), Elham Manea (Mitglied des wiss. Beirats der Dokustelle) und Ednan Aslan (Universität Wien) (v. li.).

festgelegt ist, verneint Heinisch: „Wenn es nur um strafrechtlich relevante Themen gehen würde, wäre der Verfassungsschutz genug, das Projekt zielt aber darüber hinaus und davor auf ideologische Strömungen ab, die es aus zivilgesellschaftlichem und wissenschaftlichem Interesse zu beobachten gilt.“

Dass der Europarat die Situation im religionspolitischen Bereich seiner Mitgliedsstaaten genau verfolgt, zeigte sich am prompten wie ablehnenden Kommentar zur Islam-Landkarte aus Straßburg. „Die Islam-Karte eignete sich weder als Instrument der inneren Sicherheit, noch beförderte sie die Integration der Muslime in Österreich. Sie hat im Gegenteil zu mehr Spaltung beigetragen, wie wir mit dem unsäglichen ‚Stopp Islam‘-Schildern sehen konnten“, erneuert der Sonderbeauftragte des Europarats, Daniel Hölting, gegenüber der FURCHE seine Kritik an der Karte. Gleichzeitig betont er, dass die Bekämpfung von Extremismus und gefährlichen Ideologien heute zu den wichtigsten Aufgaben der inneren Sicherheit gehöre. Nach Projekten gefragt, wo er diese Anforderung gut umgesetzt sieht, nennt Hölting im zivilgesellschaftlichen Raum die „Kreuzberger Initiative“ in Berlin, bei der Migranten und Muslime für das Thema Antisemitismus sensibilisiert werden. Auf staatlicher Ebene sieht er als gutes Beispiel den „Unabhängigen Expertenkreis Muslimfeindlichkeit“, der nach dem Anschlag von Hanau vom deutschen Bundesinnenminister berufen wurde, um praxisorientierte Ansätze gegen Muslimfeindlichkeit zu entwickeln.

Zurück in Uni-Rahmen

Was heißt das für Österreich? Laut Heinisch gehört die Islam-Landkarte in den universitären Rahmen, in dem sie entstanden ist und nicht in die Dokustelle, die sie nur mitfinanziert. Und obwohl mit der Aktion „Porzellan zerschlagen wurde“, hofft er, dass „die Aufregung in ein paar Wochen nachlässt und einer vernünftigen Debatte Platz macht“. Als Indiz in dieser Richtung sieht Heinisch, dass der Aufruf der Muslimischen Jugend an die Vereine und Organisationen, sich aus der Landkarte löschen zu lassen, bis dato kaum Reaktionen auslöste. Damit sich die Wogen glätten, nennt er aber auch „die Bereitschaft aller Beteiligten, einen Schritt zurück zu treten“, und „dass gewisse Organisationen das Thema nicht weiter instrumentalisieren“.

Eine Aufforderung, die gleichermaßen für Politik und politische Parteien gilt. Auch für Politikwissenschaftler Schmidinger „ist es legitim, über religiöse Communities und religiös verbrämte Ideologien zu forschen – und wo soll solche Forschung hingehören, wenn nicht auf die Universitäten. Es ist nur die Frage, wie seriös und damit wie ergebnisoffen man solche Forschungen betreibt, und dazu braucht es kompetente, ethische und unabhängige Wissenschaftler.“ Wobei die Mahnung von UN-Kartograf Rekaewicz durchaus auch über seinen Fachbereich hinaus gilt: „In diesem Wechselspiel zwischen Fakten und Wahrnehmungen ist der Kartograf Zeitzeuge und Akteur zugleich.“

Von Wolfgang Machreich

Der UN-Kartograf Philippe Rekaewicz zitierte einmal einen Lehrer im Tschad, der zur Farbgebung afrikanischer Länder in europäischen Schulatlanten sagte: „Irgendwas stimmt nicht mit den Karten. Sie sind so bleich, so fahl. Man könnte meinen, sie seien krank.“ Für Rekaewicz zeigt dieser Kommentar, wie sehr Karten auch „Herrschaftsinstrumente“ sind. Da eine Karte sich nicht wehren kann, könne sie auch zum Propagandainstrument werden, und die Mächte in Wirtschaft und Politik „bedienen sich ihrer umstandslos, arrangieren hier und da die Wirklichkeit, um ihre Macht zu festigen oder uns ihre Sicht der Dinge einzuprägen“.

Die Proponenten der Islam-Landkarte hätten gut daran getan, diese Überlegungen des Kartografen ernst zu nehmen, bevor sie mit ihrer Landkarte eine bis Katar und New York reichende mediale Entrüstung, Warnschilderaktionen vor Moscheen und mit der Landkarte in Verbindung gebrachte Angriffe auf Muslime auslösten. Das Argument, die Karte sei ein alter Hut, seit bald zehn Jahren bereits in mehr oder weniger ausführlicher Form abrufbar, überzeugt nicht: So alt können Hüte nicht sein, dass sie nicht „aufgemaschelt“ und in neuem, anderen Kontext präsentiert brennen können.

Fehler lag in der Präsentation

Das Problem sei nicht die Islam-Landkarte an sich, sagt Heiko Heinisch, Islamismusforscher in Wien, sondern dass diese falsch präsentiert und dadurch politisch vereinnahmt wurde: „Der Fehler war die Präsentation.“ Einerseits sei dadurch der Eindruck entstanden, die Islam-Landkarte wäre ein Projekt der Dokumentationsstelle Politischer Islam – „das ist nicht der Fall“; und andererseits wurden durch diese Form der Präsentation alle angeführten Einrichtungen mit dem Titel politischer Islam in Verbindung gebracht.

Heinisch ist Mitglied im wissenschaftlichen Beirat der Dokustelle Politischer Islam. 2017 hat er selbst ein Jahr lang im Rahmen eines Projekts der Uni Wien an der Erstellung der Landkarte mitgearbeitet. Im Gespräch mit der FURCHE berichtet er von Reaktionen, die zeigen, dass das Projekt durchaus auf Interesse gestoßen ist: So habe ein Milli-Görüş-Verein in Herzogenburg darauf gedrängt, nicht übersehen zu werden, sondern Eingang in die Karte zu

Die Islam-Landkarte schaffe es sogar, Corona- und Chatskandale aus den Schlagzeilen zu verdrängen – Integrationskollateralschäden inklusive.

Achtung, Kartografen!

finden. Oder Lehrkräfte nützten die Karte, um sich über einen Moscheebesuch für ihre Klassen zu informieren, und Journalisten für ihre Recherchen. Auch Einzelpersonen hätten angefragt, wo sie während ihres Urlaubs oder Kuraufenthalts eine passende Moschee in der Nähe finden könnten.

„Lassen wir die Moschee im Dorf“, titelte in diesem Sinn ein *Presse*-Bericht über die Islam-Landkarte. In Buchform gebe es derartige Sammlungen immer wieder, „nur regt sich halt niemand darüber auf“, heißt es weiter. Als Beispiel wird das Buch „Zwischen Gottesstaat und Demokratie: Handbuch des politischen Islam“ von Dunja Larise und Thomas Schmidinger genannt.

„Die Islam-Landkarte ist deswegen so in die Hose gegangen, weil die bloße Aufnahme in diese Landkarte schon einen Verdacht ausgesprochen hat.“

Politikwissenschaftler Thomas Schmidinger

Das 320 Seiten dicke Buch ist 2008 erschienen und in Österreich und darüber hinaus von vielen Medien, darunter auch die FURCHE, lobend und kritisch zugleich besprochen worden. Insofern hat die Themenstellung bereits damals „in kleinerem Ausmaß, aber dennoch aufgeregt“, sagt der Co-Autor des Buches, Politikwissenschaftler Thomas Schmidinger. Dass die Islam-Landkarte jetzt „so in die Hose gegangen ist“, erklärt er damit, dass man „versuchte, alle muslimischen Organisationen und Vereine unter das Label politischer Islam zu packen, und damit den Eindruck erweckte, dass alle problematisch sind und die bloße Aufnahme in die Landkarte schon einen Verdacht ausspricht“. Schmi-

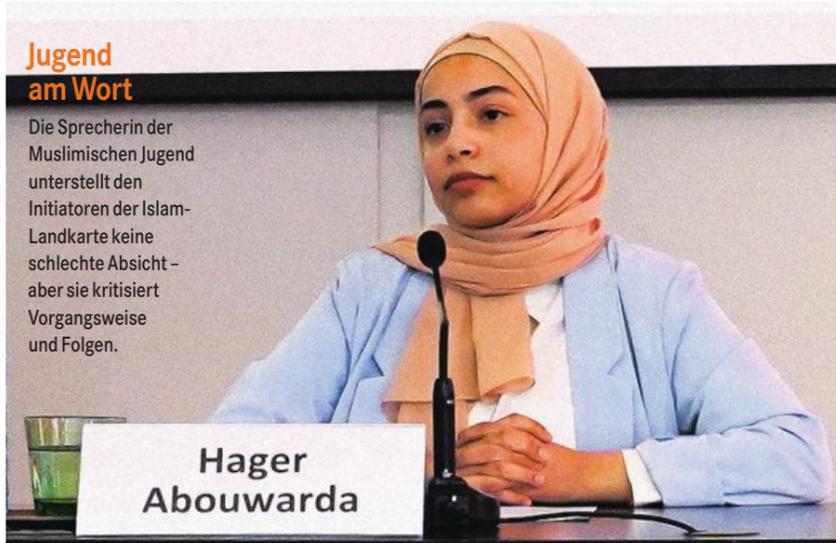
dingers, der derzeit für Lehr- und Studienzwecke im Nordirak ist, verfolgt die Debatte um die Islam-Landkarte von dort. „Die Intention, das Spektrum des politischen Islam abzubilden“, hält er für „legitim, richtig und wichtig“. Aufgrund seiner Arbeit an einer Studie über Moscheen in Vorarlberg weiß er um den Bedarf an solchen Grundsatzinformationen, dass „zum Beispiel ein Bürgermeister wissen will, welchen Hintergrund seine Moscheen vor Ort haben“. Umso wichtiger sei es, sagt Schmidinger, „hier ein differenziertes, nicht pauschalisierendes und diabolisierendes Bild zu zeichnen“. Der „Fehlstart der Islam-Landkarte“ und die damit einhergehende politische Instrumentalisierung der Dokustelle Politischer Islam hätten „vieles in dem Bereich ruiniert und der Kritik an extremistischen Ausformungen des politischen Islam geschadet“, fürchtet Schmidinger.

Nur den Extremisten genützt

Heiko Heinisch stößt ins selbe Horn: Auch für ihn gehört das Thema „dringend in die Mitte der Gesellschaft“. Die Präsentation im Rahmen des Ministeriums und als Projekt der Dokustelle habe aber sowohl extremistischen Akteuren des politischen Islam erlaubt, „in der Masse der in der Landkarte genannten Vereine und Organisationen unterzutauchen“, als auch rechtsextremen Kreisen, die folgende Debatte für ihre Werbung zu nutzen. Für Heinisch muss „vonseiten der Dokustelle, aber auch der Regierung in Zukunft klarer vermittelt werden, wo die Grenze zwischen normalen islamischen Organisationen und Moscheen sowie politisch-islamischen-extremistischen Strömungen und Organisationen gesehen wird“. Die Nachfrage, ob diese Grenze nicht durch das Strafrecht oder Antiterrorgesetz und -maßnahmen

Die Sprecherin der Muslimischen Jugend Österreich sieht ihre Kritik, dass gesellschaftliche Probleme kulturalisiert und islamisiert werden, durch die Islam-Landkarte bestätigt.

„Die Politik entislamisieren“



Jugend am Wort

Die Sprecherin der Muslimischen Jugend unterstellt den Initiatoren der Islam-Landkarte keine schlechte Absicht – aber sie kritisiert Vorgangsweise und Folgen.

Hager Abouwarda folgt den Spuren von Karl Kraus, Gottfried Benn, Bert Brecht und Kurt Tucholsky. Allen diesen Literaten wird der Ursprung der Redewendung „Das Gegenteil von gut ist gut gemeint“ zugesprochen. Die Pressesprecherin der Muslimischen Jugend Österreich bezieht diesen Gedanken auf die Islam-Landkarte: Sie glaubt gar nicht, dass die Intention, die die Proponenten mit diesem Projekt verfolgten, „schlecht gemeint war“ – „aber wenn man sieht, was rausgekommen ist, was sie Negatives auslöste, an Drohungen, an Attacken, an Schilderaktionen, muss man die Karte doch als Fehler benennen und runtertun“. Um einen Überblick über den politischen Islam in Österreich zu verschaffen, macht es für Abouwarda „wenig Sinn, alle Einrichtungen und Vereine in einen Topf zu werfen – das schürt nur den Generalverdacht gegen alle Musliminnen und Muslime im Land“. Auch das Argument, mit der Karte den Muslimen ein Service zu bieten, ist für Abouwarda „nicht nachvollziehbar“.

In dieser Meinung wird sie vom Sonderbeauftragten des Europarats, Daniel Höltingen, unterstützt, der auf die FURCHE-Nachfrage zu seiner Kritik an der Islam-Landkarte (siehe Seite 10) erklärte: „Dass Muslime die Karte sozusagen als Orientierung benutzen, um vor dem Freitagsgebet zu entscheiden, zu welcher Moschee sie gehen, möchte ich stark bezweifeln.“ Die einzige positive Auswirkung der Islam-Landkarte sieht Abouwarda in den „vielen unterstützenden Rückmeldungen und der großen Solidarität, die wir erhalten – das schätzen wir sehr und gibt Hoffnung und Kraft“.

Abouwarda war nach dem von der Islam-Landkarte ausgelösten Wirbel eine gefragte Ansprechpartnerin für Medien: Pressekonferenz, Interviews, Fernsehdiskussion, Aussendungen ... Hektik pur, von der sich die junge Frau nicht anstecken ließ. Den Eindruck vermittelte sie jedenfalls im Gespräch mit der FURCHE, bei dem sie bedacht, eloquent und freundlich ihre Ansichten vortrug – ein Atout, das die Muslimische Jugend mit ihrer Pressespre-

cherin besitzt und zu nützen versteht. Ein weiterer Vorteil, der auf einem politischen wie gesellschaftlichen Missstand beruht, ist auch, dass Abouwarda zwar von der Präsentation der Islam-Landkarte, aber nicht von der Diskriminierung und Kriminalisierung von Musliminnen und Muslimen überrascht wurde – die gibt es schon viel länger: „Wir spüren seit Jahren die Tendenz, dass bei innenpolitischen Schwierigkeiten sehr schnell das Islam-Thema als Ablenkungs- und Sündenbockpolitik auf die Agenda kommt“, sagt sie. Abouwarda verweist auf den Beschluss des Islamgesetzes 2015, „wo wir bereits vor der Kriminalisierung der muslimischen Glaubenspraxis warnten – auch damals hieß es, es ginge um Radikalisierungsprävention und den politischen Islam. Heute sehen wir, dass sich unsere schlimmsten Befürchtungen nicht nur bewahrheitet haben, sondern übertroffen wurden.“

Wie dem guten Zusammenleben in Österreich damit bereits massiv geschadet wurde, sieht Abouwarda durch die regelmäßig an sie und ihre Organisation herangetragenen Klagen bestätigt, dass muslimische Menschen auf den Straßen beschimpft, bespuckt oder geschlagen werden.

Die grundlegende Schwierigkeit, mit der die Muslime in Österreich konfrontiert sind und die von der Islam-Landkarte bestätigt wurde, besteht für sie darin, dass „politische und gesellschaftliche Probleme kulturalisiert und islamisiert werden, anstatt bei den tatsächlichen wirtschafts- und bildungspolitischen Gründen anzusetzen und diese zu bekämpfen“. Die Forderung der Muslimischen Jugend lautet deswegen: „Die politische Kultur muss entislamisiert werden!“ – und Abouwarda ergänzt: „Wir erleben ständig, so wie jetzt bei der Islam-Landkarte, dass uns Lösungen von außen aufgezwungen werden. Was wir wollen, ist ein wirklich ehrlicher Dialog. Die Politik redet immer von Dialog auf Augenhöhe – wir haben ihn nie erlebt.“ Womit Hager Abouwarda wieder beim Dichter landet, denn schon Tucholsky klagte: „Wie sprechen Menschen mit Menschen? Aneinander vorbei.“ (Wolfgang Machreich)

„Wir erleben ständig, dass uns Lösungen von außen aufgezwungen werden. Die Politik redet immer von Dialog auf Augenhöhe – wir haben ihn nie erlebt.“

NEUERSCHEINUNG

Muslimin mit aufrechtem Gang

Vor einem Jahr kam Fatma Akay-Türker in die Schlagzeilen, weil sie – die einzige Frau im 15-köpfigen Obersten Rat, der „Regierung“, der Islamischen Glaubensgemeinschaft in Österreich (IGGÖ) – als Frauenbeauftragte der IGGÖ sowie auch als Islam-Lehrerin zurücktrat, weil ihr ob der Dominanz der Männer und deren Ignoranz gegenüber Anliegen der Frauen kein sinnvolles Weiterarbeiten in der IGGÖ und ihren Gremien möglich schien.

Nun hat Akay-Türker ihre Erfahrungen mit der IGGÖ, aber auch ihre Entwicklung sowie ihre Vision einer vom Koran gedeckten emanzipatorischen Frauensicht in Buchform vorgelegt. „Nur vor Allah werfe ich mich nieder“ ist eine interessante wie aufschlussreiche wie heterogene Darstellung.

Als Erstes kann man in dem flüssig geschriebenen und gut zu lesenden Buch den Lebensweg und die Bildungskarriere von Akay-Türker nachvollziehen. Aufgewachsen in der Türkei wurde sie als Teenager von den hier lebenden und arbeitenden Eltern nach Österreich geholt. Sie musste sich – wie viele mit ähnlichem Schicksal – ihre Bildungsmöglichkeiten erkämpfen. Eine erste Ehe wurde „traditionell“ von der Familie in der Türkei arrangiert – und scheiterte. Akay-Türker gelingt es aber, trotz Kindern die Studienberechtigungsprüfung zu machen und an der Uni Wien Turkologie zu inskribieren. Ihre zweite Ehe erweist sich wesentlich glücklicher als die erste – und sie schließt ein Doktoratsstudium in Geschichte an einer türkischen Fern-uni sowie in Theologie an der Uni Wien ab.

An der Männerbastion gescheitert

Im Dezember 2018 nominiert sie die „Türkische Föderation“ in den Obersten Rat der IGGÖ – und sie wird Frauenbeauftragte der Glaubensgemeinschaft. Fatma-Türker schildert im Buch die knapp eineinhalb Jahre, in denen sie in dieser Funktion tätig ist, und wie sie sich da für Frauen engagierte, weil sie bald feststellte, dass diese in den muslimischen Communitys Österreichs nur mit untergeordneten, dienenden Rollen abgespeist wurden und werden. Sie schildert etwa einen Vortragsabend, wo sie über Frauen im Islam referieren soll: Die zahlreich gekommenen Frauen hätten es nicht gewagt, sich in die vorderen Reihen des Veranstaltungsraums zu setzen, weil auch im Alltagsleben die Frauen immer im Hintergrund zu sein hätten.

Diese Zustände, die Akay-Türker IGGÖweit ortet, will sie als Mitglied des Obersten Rates und als Frauenbeauftragte angehen. Sie erfährt in dieser Männergesellschaft jedoch völlige Ablehnung, sodass sie im Frühling 2020 ihre offiziellen IGGÖ-Funktionen zur Verfügung stellt und auch ihre Tätigkeit als Islam-Lehrerin beendet. Dass die Autorin nach so kurzer Zeit ihr Engagement aufgibt bzw. als sinnlos erlebt, wirft wohl auch Fragen auf. Interessant bleibt daneben, dass sie von der „Türkischen Föderation“ nominiert wurde, die soeben in einer Analyse der Dokustelle Politischer Islam als Organisation der rechtsextremen „Grauen Wölfe“ qualifiziert wird. Die Autorin geht auf diese Verbindungen wohl ein, merkt aber an, dass die „Türkische Föderation“ in theologischen Fragen und in Bezug auf die Beteiligung von Frauen offensichtlich „liberaler“ als andere Verbände sei. Zumindest muss diese Beobachtung auch in die Beurteilung dieses Verbandes einfließen – wie so oft scheint auch hier Vorsicht vor einer Schwarz-Weiß-Sicht geboten.

Fatma Akay-Türker müht sich im Buch auch intensiv darum, eine frauenfreundliche Lesart des Koran zu propagieren. Dabei sucht die Autorin die koranischen Aussagen zur Frau von den teilweise umstrittenen Hadithen zu trennen, die nach ihrer Wahrnehmung aber von den konservativen Imamen auch in Österreich dazu benutzt würden, um die untergeordnete Stellung der Frau im Islam fortzuschreiben. Akay-Türker bestreitet diese Sicht vehement und fordert – wie schon andere westlich-islamische Autor(innen) vor ihr – eine kontextuelle Lesart der für Muslime heiligen Texte ein. Auch in diesem Anliegen hofft man mit der Autorin, dass sich die muslimische Community derartiger Interpretation gegenüber als offener erweist als in den auch im Buch geschilderten theologischen und gesellschaftspolitischen Erstarrungen, ob derer Akay-Türker in der IGGÖ das Handtuch geworfen hat.

(Otto Friedrich)



Nur vor Allah werfe ich mich nieder
Eine Muslimin kämpft gegen das Patriarchat
Von Fatma Akay-Türker
Edition a 2021
224 S., geb., € 22,-

GLAUBENSFRAGE

Von Mouhanad Khorchide

Die Geschichte einer Karte

Die Islam-Landkarte wurde bereits 2012 vom damaligen Staatssekretär Sebastian Kurz als Projekt der Universität Wien unter der Leitung von Professor Aslan präsentiert. Sie bekam viel Lob, sie diene der Sichtbarmachung des muslimischen Lebens in Österreich. Damit wollte man der Rhetorik versteckter Hinterhofmoscheen entgegen. Moscheegemeinden, die nicht darauf erschienen, meldeten sich mit der Bitte um Aufnahme. 2018 beschwerte sich sogar eine Moscheegemeinde der Millî Görüş, dass sie nicht auf der Karte erwähnt wurde. 2019 gingen der Uni Wien die Mittel zum Weiterbetreiben der Karte aus, sie ging offline. 2020 hat die Dokustelle Politischer Islam angeboten, das Projekt weiterzufinanzieren, um weiter für die Sichtbarmachung des muslimischen Lebens zu sorgen. Im Mai 2021 wurde die Islam-Karte neu präsentiert, diesmal von Integrationsministerin Raab. Plötzlich ist die Rede von Generalverdacht sowie Diskriminierung von Muslimen. Es dauerte nicht lange, und viele Akteure in der Gesellschaft schlossen sich dieser für mich nicht nachvollziehbaren Rhetorik an. Sie ist meiner Meinung

nach wegen folgender Punkte nicht nachvollziehbar: Die Karte ist nicht neu, sie wurde lediglich um ein paar Institutionen ergänzt; acht Jahre lang hat sie niemanden gestört, sondern wurde im Gegenteil immer wieder gelobt; die Adressen der Institutionen sind online zu finden; es gibt in Europa etliche solcher Karten, die zum Teil von den muslimischen Dachverbänden selbst online gestellt wurden; bei der Präsentation der Karte wurde mehrfach unterstrichen, dass es sich bei dem Großteil der angegebenen Institutionen nicht um Akteure des politischen Islam handelt. Ich stelle dennoch fest, dass dieser Satz ewig wiederholt werden könnte – aber diejenigen, die ihn nicht wahrnehmen wollen, werden es wohl auch nie tun. Sachliche Kritik ist willkommen, aber unverantwortliche, populistisch skandalisierende Kritik hat am Ende auch die Rechtsextremisten auf den Plan gerufen.

Der Autor leitet das Zentrum für Islamische Theologie an der Uni Münster.





Bilder: Tobias Marboe

Von Doris Helmberger

Es sind Tage wie diese, an denen für Golli Marboe die Erinnerungen besonders plastisch werden. An damals, als sein Sohn Tobias noch lebte. Mit ihm war er 2016 bei der Fußball-EM in Paris, und mit ihm tippte die ganze Großfamilie leidenschaftlich auf Matchergebnisse. Diesen Freitag, beim EM-Start, wird Tobias umso schmerzlicher fehlen. Doch die erinnerten Bilder sind im Gedächtnis seines Vaters nachhaltig gespeichert. Gehen lernen, Rad fahren lernen, schwimmen lernen, über Politik diskutieren oder eben gemeinsam Fußball schauen: All diese Entwicklungsbilder, die Eltern unauslöschlich eingegraben sind, zählen für Golli Marboe doppelt.

Es ist der 26. Dezember 2018, als sich Tobias Marboe mit 29 Jahren das Leben nimmt. Die Familie hat um seine Angst und Depression gewusst, auch um seine psychotischen Schübe. Man hoffte, durch Gespräche helfen zu können. Doch diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. „Gibt es ein größeres Scheitern als den Suizid des eigenen Kindes?“, notiert Golli Marboe später. „Die Antwort ist einfach: nein!“ Dennoch versucht er, in kleinen Schritten zu etwas Ähnlichem wie Alltag zurückzukehren: Der vierfache Vater beginnt, nach Art eines Tagebuches Notizen an seinen verstorbenen Zweitgeborenen zu schreiben. Sie reichen von dessen Todestag bis zu seinem 30. Geburtstag am 3. August 2019.

Werke, die bleiben

Tobias Marboe schuf eine Fülle an Bildern, Word-Bild-Kreationen und Liedern. Die Werke oben (Wachsmalerei „Jungle“) sowie auf Seite 13 stammen von ihm.

„Golli Marboe fühlt sich nicht schuldig am Tod seines Sohnes Tobias – aber doch, mitverantwortlich, weil ich so wenig darüber wusste.“

Golli Marboe hat in „Notizen an Tobias“ den Suizid seines Sohnes verarbeitet. Wie Experten mahnt auch er am Ende der Pandemie zu besonderer Aufmerksamkeit und Solidarität.

Im Angesicht der Angst

Das Ergebnis nennt sich „Notizen an Tobias“, ist im März dieses Jahres erschienen und wurde seitdem vielfach rezipiert.

Nicht nur der Aufarbeitung des eigenen Traumas soll dieses Buch dienen, sondern auch der Solidarität mit anderen Hinterbliebenen – und vor allem der Prävention. Während sensationsheischende Berichterstattung über Suizide möglicherweise zu Nachahmungstaten führt („Werther-Effekt“), solle ein sachlicher, aber empathischer Diskurs eine Enttabuisierung und

damit Suizidverhütung bewirken („Papageno-Effekt“). Und diesem Effekt hat sich der langjährige TV-Produzent sowie nunmehrige Obmann des Vereins zur Förderung eines selbstbestimmten Umgangs mit Medien, Golli Marboe, verschrieben.

Angst vor Post-Corona-Suiziden

Rund 1200 Menschen nehmen sich jedes Jahr in Österreich das Leben. Die Zahl sinkt seit Jahren – und liegt heute gerade einmal bei der Hälfte von 1986. Selbst im Pandemiejahr 2020, in dem die psychischen Belastungen für alle so deutlich spürbar waren, hat sich dieser Rückgang fortgesetzt: Minus vier Prozent waren bei den Suiziden gegenüber 2019 zu verzeichnen. Doch die Sorge ist groß, dass die Kurve gerade jetzt – angesichts neuer Post-Corona-Vitalität und nachlassender Hilfen – wieder ansteigen könnte, meint Thomas Niederkrotenthaler, Sozialmediziner am Zentrum für Public Health der Med-Uni Wien und Entdecker des Papageno-Effekts. Dieses Phänomen könne man auch mit dem Monat Mai vergleichen: Weil die eigene Traurigkeit deutlicher zu spüren ist, wenn alle anderen lebendig werden, liegt die Suizidrate hier immer ein wenig höher.

Doch wie sind die niedrigen Suizidzahlen trotz belastender Lockdowns überhaupt zu erklären? „Gerade in der ersten Phase der Pandemie gab es deutliche Solidarisierungseffekte“, erklärt Thomas Niederkrotenthaler. Zudem hätten plötzlich Angebote existiert, die zuvor jahrelang vergeblich gefordert worden waren – etwa Psychotherapie auf Krankenschein via Skype. Und auch die wirtschaftlichen Hilfen hätten das Ihre dazu beigetragen, um

die existenziellen Sorgen abzufedern. Dass Arbeitslosigkeit und Suizidalität stark zusammenhängen, habe sich laut dem Sozialforscher spätestens während der Finanzkrise 2008 weltweit gezeigt.

Umso gefährlicher sei, wenn die aktuellen Hilfen nun einfach auslaufen und Menschen mit ihren Ängsten und finanziellen Sorgen alleingelassen werden. Vor allem auf die Jungen müsse sich der Fokus richten, meint Niederkrotenthaler, zumal sie von den Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung psychisch besonders hart getroffen wurden: 39 Prozent der 16- bis 29-Jährigen leiden unter Depressionssymptomen, 37 Prozent unter Angst und elf Prozent unter Suizidgedanken. „All das sind Risikofaktoren für einen tatsächlichen Suizid – und wir müssen alles tun, damit das nicht durchschlägt“, so der Experte.

Sinnsuche nach der Dekonstruktion

Auch Golli Marboe sorgt sich um die junge Generation. „In unseren Gesellschaften wurden alle großen, wertepprägenden Gemeinschaften wie Kirchen und Parteien dekonstruiert. Das ist einerseits gut, doch andererseits haben es gerade junge Menschen dadurch bei der Orientierungssuche noch schwieriger als wir“, erklärt er. Auch hätten viele Junge erstmals erlebt, „dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen“ – und dass auch die Erwachsenen keine Antworten mehr wüssten. Zudem werde durch materialistischen Uniformdruck alles Andere, Eigenbrötlerische ausgegrenzt. Auch Menschen mit Angst und Depression, die nicht einfach so „funktionieren“.

Sich einmischen, etwaige Suizidgedanken direkt ansprechen und therapeutische Hilfe empfehlen: Dazu rät er heute, falls (junge) Menschen Probleme haben. Der Rückzug von Freunden gehört ebenso zu möglichen Signalen wie Hoffnungslosigkeit, Wechsel der Gewohnheiten, Veränderungen im Verhalten, übergroße Selbstkritik, abgegebene Geschenke oder ein dezidiert geäußertes Todeswunsch. „Es gibt das Gerücht, dass man einen Suizid erst auslöst, wenn man jemanden auf etwaige Suizidgedanken anspricht“, weiß Marboe. „Doch das ist falsch, denn damit zeigt man im Gegenteil Anteilnahme und Solidarität. Falsch wäre nur, traurige Menschen alleinzulassen“, ist Marboe überzeugt. Und auch die Gesellschaft insgesamt sei gefordert: Mit Verve plädiert er für ein bedingungsloses Grundeinkommen, umallem Menschen – auch Kreativen wie seinem Sohn – eine finanzielle Existenzgrundlage zu sichern.

Er selbst fühlt sich nicht schuldig am Tod von Tobias – aber „mitverantwortlich, weil ich so wenig darüber wusste“, wie er sagt. Sein Buch soll Einladung sein, sich damit zu konfrontieren. Einfach ist die Lektüre freilich nicht. „Manche berichten, dass sie das Buch zur Hälfte weglegen mussten“, erzählt Golli Marboe. Andere bekamen aber auch den Mut, die Angst endlich beim Namen zu nennen. Allein dafür hätten sich seine Notizen in jedem Fall gelohnt.

Hilfe für Personen mit Suizidgedanken sowie deren Angehörige

gibt es unter www.suizid-praevention.gv.at sowie österreichweit bei der Telefonseelsorge unter der Nummer 142 sowie bei Rat auf Draht unter 147. Auf www.bitttelebe.at sind Hilfsrichtungen speziell für Jugendliche und deren Angehörige zu finden.



Notizen an Tobias
Gedanken eines Vaters zum Suizid seines Sohnes
Von Golli Marboe
Residenz 2021
224 S., geb., € 24,-

Weiter denken



Gesellschaftliche Phänomene und Entwicklungen der Zeit – analysiert und diskutiert im FURCHE Podcast:

DER FURCHE PODCAST

furche.at/podcast

— AUS DEM FURCHE-NAVIGATOR

Schreien, bis es leichter wird

Zuerst hat Hanna Caspaar ihr ungeborenes Kind verloren. Später auch noch ihren 28-jährigen Sohn. In einem „Sinn: Bild“ hat die FURCHE die Psychotherapeutin 2011 vor den Vorhang geholt. Ihr damaliger Verein „Verwaiste Eltern“ ist heute eine Selbsthilfegruppe, weil es an Ressourcen mangelt – obwohl die Anfragen seit Oktober 2020 „sehr zugenommen“ hätten, wie Caspaar sagt (vgl. www.verwaisteeltern.at). Aus aktuellem Anlass bringen wir Ausschnitte aus dem damaligen Text.

„Lasst die Verzweiflung heraus! Schreit sie hinaus in den Gärten, in den Wald, in die Berge! Oder setzt euch ins Auto und kurbelt die Fenster hoch! Zertrümmert zur Not eure Küchensessel, wenn euch danach ist, aber geht nicht auf euch selber los! Drückt sie aus, diese explosive Ladung an Gefühlen; drückt sie aus, eure Wut auf diesen so sinnlosen, zerstörerischen Tod.“

Was Hanna Caspaar jenen Menschen rät, denen ein Kind gestorben ist, hat sie selbst einst am Leben gehalten. Meist ist sie in die Berge gefahren, um ihre Sehnsucht nach ihrem Sohn gegen die Felswände zu schreien. Oder sie hat mit ihrem Mann in der Wüste biwakiert, um dem weiten Himmel ihre Gefühle anzuvertrauen. „Diese Schmerzwellen fühlt sich im ersten Moment furchtbar an“, sagt sie vor den Fotos ihres Sohnes in ihrer Grazer Wohnung, „aber wenn sie draußen ist, dann ist alles etwas leichter.“

Man schreibt das Jahr 2001, als das Leben der damals 48-Jährigen plötz-

lich aus den Fugen gerät. Ihr 28-jähriger Sohn Oliver, erst vor Kurzem selbst Vater einer kleinen Tochter geworden, wird tot in seiner Wohnung gefunden. Da die Staatsanwaltschaft ermittelt, erhält sie keine Auskunft über die Todesumstände. Ohne Krisenintervention wird Hanna Caspaar mit nie erlebter Wucht getroffen.

Eigentlich hat sie sich als Psychotherapeutin mit dem Thema Tod befasst. Eigentlich glaubt sie, den Tod zu kennen. Doch der Trauerabgrund, in den sie fällt, ist unvorstellbar tief. In einem ersten Impuls will sie den Tod geheim und ungeschehen halten, will dieses blühende junge Leben nicht für beendet erklären – diesen leidenschaftlichen Snowboarder, diesen mutigen Mountainbiker, der mit seinen dreckverschmierten Kumpeln gern zur Mama auf eine Jause kam.

Fünf Monate lang hat Oliver's Mutter keine Ahnung – sie weiß weder, wie es dazu gekommen ist, noch welcher Tod das war. [...] Es sei wohl „eine Verkettung schicksalhafter Umstände“ gewesen, glaubt Caspaar heute.



Der 28-jährige Oliver ist nicht das erste Kind, das sie verliert. Als der muntere Bub mitten in seinen Jugendkrisen steckt [...], wird sie schwanger – und hat im fünften Monat eine Fehlgeburt. Gemeinsam mit ihrem zweiten Mann weint und trauert sie um dieses Kind, steigt auf einen Berg, um es symbolisch zu begraben. „Oliver hat sich von unserer Trauer berühren, aber Gott sei Dank nicht aus der Bahn werfen lassen“, sagt seine Mutter. Über diesen Selbstschutzmechanis-

mus, den viele Kinder [...] in Trauerfamilien hätten, sei sie unendlich froh.

Doch wie sollen betroffene Eltern den Tod des eigenen Kindes überstehen? „Ich sage ihnen immer: ‚Ihr seid seelisch Schwerstverletzte. Je verrückter ihr euch am Anfang gebärdet, desto besser für den Trauerprozess später‘“, erklärt die Therapeutin. „Am Anfang fangen euch noch Menschen auf. Später haben sie oft kein Verständnis mehr.“ Caspaar selbst holt sich viel Hilfe, kontaktiert

Betroffene und lernt dann Trauerbegleitung. Sie weiß, dass Trauer keine Krankheit ist, aber krank machen kann, wenn man in emotionaler Sprachlosigkeit verharrt. [...]

2006 übernimmt die Psychotherapeutin schließlich ehrenamtlich die Leitung jener Grazer Selbsthilfegruppe, die 1987 von Paul und Helga Goditsch gegründet worden ist, und formt sie zum Verein „Verwaiste Eltern – Leben mit dem Tod eines Kindes“ um. Heute, in Pension, organisiert sie Treffen und fährt direkt zu Betroffenen: zu Bauernfamilien, deren Hoferbe verunglückt ist; zu Eltern, die sich nach dem Suizid ihres Kindes unendlich schuldig fühlen. Sie hört zu, begleitet die Familien zum Grab oder zur Unglücksstelle, macht mit ihnen Rituale. [...]

So sinnlos Oliver's Tod gewesen sei: Das Trauern um ihn [...] habe ihr mehr Frieden und eine „Vertiefung des Lebens“ gebracht. Nun will sie anderen Eltern helfen, „mit einem Licht in der Hand die Treppe in den Keller der schweren Gefühlen“ zu gehen – doch danach wieder herauf ans Licht zu kommen. „Viele Eltern schauen anfangs nur auf ihre toten Kinder“, sagt die dunkelhaarige Frau vor der Bilderwand, „aber meine Fürsorge gilt immer den Lebenden zuerst.“ (dh)



Den vollständigen Text lesen Sie unter „Schreien, bis es leichter wird“ (10.2.2011) auf furche.at.

DIE FURCHE
NAVIGATOR

3725

AUSGABEN DIGITALISIERT
UND SEMANTISCH VERLINKT

REISEN SIE
DURCH RAUM
UND ZEIT.

VON 1945
BIS HEUTEDIE LETZTEN
20 JAHRE
JETZT ONLINEfurche.at

KOMMENTAR

Kardinal Marx beim Wort nehmen!

Der Vorgang ist selbst für die katholische Kirche, wo schon alles irgendwie einmal vorgekommen oder passiert ist, äußerst ungewöhnlich: Kardinal Reinhard Marx, der Erzbischof von München und Freising, hat dem Papst seinen Rücktritt angeboten. Und Franziskus hat zugestimmt, dass dieses Angebot auch öffentlich gemacht und somit auch öffentlich diskutiert werden kann. All das ist bemerkenswert. Und wie die Reaktionen zeigen, können Freund wie Feind des mächtigen Kirchenmannes mit seinem Schritt wenig anfangen.

Reinhard Marx ist ein äußerst einflussreicher Kirchenoberer. Er gehört dem Kardinalsrat von Franziskus an, der mit ihm die Kurienreform betreibt. Und er wurde vom Papst auch zu einer Art Aufsichtspräsident über die wirtschaftliche Gebarung des Vatikans gemacht. In Deutschland, dessen Bischofskonferenz Marx bis 2020 leitete, steht er auch für den Synodalen Weg, bei dem die deutsche Kirche Auswege aus der zuletzt durch die Missbrauchscasus enorm verschärfte Krise sucht.

Es ist genau dieses Problemfeld, in dem Marx nun diesen Schritt setzt: Die Kirche sei an einem „toten Punkt“ angelangt, schrieb der Kardinal dem Papst; es müsse auch persönliche Verantwortung übernommen werden für ein „systemisches“ Versagen“ der Kirche im Missbrauchsskandal.

O-Ton Marx: „Die Diskussionen der letzten Zeit haben gezeigt, dass manche in der Kirche gerade dieses Element der Mitverantwortung und damit auch Mitschuld der Institution nicht wahrhaben wollen und deshalb jedem Reform- und Erneuerungsdialo im Zusammenhang mit der Missbrauchskrise ablehnend gegenüberstehen.“

Dafür – so das Zeugnis des erbetenen Amtsverzichts – will auch Marx persönlich einstehen. Ein starkes Zeichen, zumal er bislang kaum zu den beschuldigten Missbrauchsvertuschern an der Kirchengipfel zählt. Aber es geht dem Münchener Erzbischof darum, sich auch persönlich zu einer „systemischen“ Mitverantwortung zu bekennen.

Der konservative Kirchenflügel begann sofort, das Marx'sche Vorgehen als hinterlistige Aktion, um den Kölner Kardinal Rainer

Maria Woelki zum Rücktritt zu bewegen, zu disqualifizieren. Das ist eine impertinente Unterstellung.

Und dass Woelki für sich längst keine persönlichen Konsequenzen zieht, ist ja ein Teil des Riesenproblems der deutschen Kirche. Immer mehr Katholikinnen und Katholiken im Land empfinden es als advokatische Winkelzüge, wie Woelki seine – juristische – Nichtschuld untermauert. Derweil laufen der deutschen Kirche Schäfchen in Scharen davon, und in der Erzdiözese Köln lädt eine Pfarrgemeinde schon einmal ihn, den eigenen Bischof, aus, die Firmung zu spenden. Nibelungentreue – der Begriff aus der deutschen Mythologie bringt diesen Verhalten Woelkis auf den Punkt.

Aber auch die Reformhoffenden scheinen von Marx nicht auf dem richtigen Fuß erwischt worden zu sein: Wenn Thomas Sternberg, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, das den Synodalen Weg wesentlich mitgestaltet, davon spricht, dass da „der Falsche“ den Rücktritt angeboten habe, dann zeigt dies: Die Wichtigkeit und Richtigkeit des persönlichen Zeichens von Marx werden da nicht erkannt und/oder akzeptiert. Gleiches gilt für den Wiener Pastoraltheologen Paul Zulehner, der mit anderen eine Initiative unterstützt, den Papst zu bitten, Marx' Rücktrittsbitten nicht näherzutreten.

Der US-amerikanische Vatikanist John Allen analysierte auf dem einflussreichen Internetportal *CruXnow*, der Papst könne auf einen wie Marx eigentlich nicht verzichten. Und er deutet an, dass seiner Meinung nach die kirchliche Karriere des Münchener Kardinals noch längst nicht am Ende sein muss.

All diese Reaktionen – von rechts oder links oder vom Balkon aus – nehmen das Ansinnen von Reinhard Marx nicht ernst, der sagt: Um Gottes und seiner Kirche willen muss einer wie ich zurücktreten (in allen Schattierungen der Begrifflichkeit). Und: Ich gebe euch ein Beispiel und nehme Verantwortung auf mich. Warum um alles in der Welt nimmt man den Kardinal nicht einfach beim Wort? Und hofft nicht, dass es auch Papst Franziskus tut? (Otto Friedrich)



ALSO SPRACH

„*Kommen Sie nicht.*“

US-Vizepräsidentin Kamala Harris sprach bei ihrer Mittelamerika-Reise deutliche Worte. US-Präsident Joe Biden hat Harris damit beauftragt, die illegale Migration an der US-Südgrenze einzudämmen.



FURCHE
ANNO DAZUMAL

Von Krsto Lazarević
Nr. 49/7. Dezember 2017

Völkermörder als Sieger

Um zu verstehen, wie [Ratko] Mladić sich der Justiz über 14 Jahre lang entziehen konnte, muss man auf die andere Seite der Drina, nach Serbien, blicken. Als die Nato 1997 begann, aktiv nach Kriegsverbrechern zu suchen, ging Mladić nach Serbien, wo er von dem Milošević-Regime protegert wurde. Eine Entourage von einem Dutzend Bodyguards, einem persönlichen Chauffeur, einem Koch und sogar einem Kellner wurde für den Mann zur Verfügung gestellt, der 8000 Menschen in Srebrenica ermorden und Sarajevo fast vier Jahre lang belagern ließ. Im Oktober 2000 gingen dann Hunderttausende Serben auf die Straße und fegten das Milošević-Regime hinfort, das den Balkan für fast ein Jahrzehnt in ein Schlachtfeld verwandelt hatte. Aus demokratischen Wahlen ging der Hoffnungsträger Zoran Đinđić als Premierminister hervor, der versprach, mit dem Kriegsverbrechertribunal zusammenzuarbeiten, und der selbst Slobodan Milošević an Den Haag ausliefern ließ. [...] Mladić konnte sich weiterhin verstecken, doch so komfortabel wie in den ersten Jahren nach dem Krieg sollte sein Leben nie wieder werden. Serbien strebte nun in die EU und die forderte die Auslieferung von Mladić. Die Flucht des „Schlächters von Srebrenica“ fand im Mai 2011 ein Ende [...]. Ratko Mladić wurde zu lebenslanger Haft verurteilt [ein internationales Gericht hat die Verurteilung nun bestätigt, Anm.] und wird im Gefängnis sterben, doch sein Erbe lebt weiter: Dieses Erbe ist die Republika Srpska, ein Staat im Staate, der 49 Prozent des Territoriums Bosnien-Herzegowinas ausmacht. [...] [Sie] wird sich nicht in den bosnischen Gesamtstaat integrieren. Der Großteil der Vertriebenen wird nicht mehr zurückkehren. Mladić hat die meisten seiner politischen Ziele erreicht.

Ein Etappensieg für Steuergerechtigkeit



STADLERS
MARKTFORUM

Wilfried Stadler
Herausgeber

Weil es zur Verfolgung von Langfristzielen Ausdauer und Hartnäckigkeit braucht, taufte die NASA ihren zur Erkundung der Marsoberfläche ausgesandten mobilen Roboter „Perseverance“. Auch in der Politik gibt es Projekte, deren Erreichbarkeit zunächst Lichtjahre entfernt scheint, bevor irgendwann doch ein Durchbruch gelingt. Typisch dafür ist der ewige Kampf gegen globale Steuerhinterziehung und Geldwäscherei, in dem es nun nach unzähligen vergeblichen Anläufen einen Etappensieg zu verzeichnen gibt.

Unter dem portugiesischen Ratsvorsitz einigten sich nämlich die EU-Staaten eben erst auf eine öffentliche Steuer-Berichterstattungspflicht von Großunternehmen mit mehr als 750 Millionen Euro Jahresum-

satz. Sie haben künftig offenzulegen, ob die geleisteten Steuern den wirtschaftlichen Aktivitäten in unterschiedlichen Ländern entsprechen. Zumindest der innereuropäischen Steuerflucht, auf die geschätzte 80 Prozent der Gewinnverlagerungen entfallen, würde damit ein Riegel vorgeschoben. Bisher verhinderte zäher Widerstand der EU-„Oasen“-Länder – von Irland über Luxemburg, Malta und die Niederlande bis Zypern – eine solche Reform.

Covid als letzter Auslöser

Noch Anfang März dieses Jahres hatte die NGO „Tax Justice Network“ aufgezeigt, dass die ersten sechs Plätze im Index der an Steuerumgehungen mitwirkenden Staaten auf entwickelte Industrieländer entfallen. Erst dann kommen jene berüchtigten Steuer-oasen, die mehr Briefkastenadressen als Einwohner aufweisen.

Dass nun endlich Schwung in die Sache kommt, hat auch mit Covid-19 zu tun. Zum einen müssen die hohen Kosten der schuldenfinanzierten Krisenbekämpfung irgendwann zurückgezahlt werden. Statt auf neue Steuern zu setzen, die das erhoff-

te Wachstum abzuwürgen drohen, ist es klug und pragmatisch, auf mehr Steuergerechtigkeit zu zielen. Angepeilt wird eine globale Mindeststeuer von 15 Prozent. Auf ebendiesem Satz einigten sich nun auch die G7-Industriestaaten – ein historischer Schritt, der freilich ohne die vorangegangene Einigung auf EU-Ebene nicht möglich gewesen wäre. Im Vergleich zu der in Österreich geltenden 25-prozentigen Körperschaftsteuer ist das zwar nicht ambitioniert, aber doch ein Anfang.

Zum Zweiten steigt infolge von Covid die Ungleichverteilung der Vermögen. Da macht es Sinn, Steuervermeider zur Kasse zu bitten, bevor redlich erworbenes Eigentum durch Zusatzsteuern geschmälert werden muss. Und nicht zuletzt liefert auch die vor wenigen Tagen erst abgeschlossene Ratifizierung des 750-Milliarden-Covid-Hilfspaketes der EU gute Gründe für mehr steuerpolitische Kooperation.

Bis Jahresende will die OECD mit der größeren Runde der G20-Staaten eine gemeinsame, globale Besteuerungsstrategie fixiert haben.

Auch wenn gut Ding Weile braucht: Die Geduld der von den Krisenfolgen getroffenen Bevölkerung sollte nicht überstrapaziert werden. Darin liegt die Chance der aktuellen Situation. „Taxes for Future“ wäre ein schöner Name für die dazugehörige Bürger(innen)bewegung.

„Die G7-Industriestaaten einigten sich auf eine globale Mindeststeuer von 15 Prozent. Ein historischer Schritt, der freilich ohne die vorangegangene EU-Einigung nicht möglich gewesen wäre.“

DIE FURCHE
DIE ÖSTERREICHISCHE WOCHENZEITUNG · SEIT 1945

Medieninhaber (Verleger): Die Furche –
Zeitschriften-Betriebsgesellschaft m. b. H. & Co KG
Herausgeber: Prof. Heinz Nußbaumer,
Dr. Wilfried Stadler
Geschäftsführerin: Nicole Schwarzenbrunner

Chefredakteurin: Mag. Doris Helmberger-Fleckl
Grafik/Layout: Rainer Messerklinger
Redaktion: Dr. Otto Friedrich, Mag. Romana
Holtemayer, Margit Körbel MA, Dipl.-Soz. (Univ.)
Brigitte Quint, Dr. Brigitte Schwens-Harrant,
Oliver Tanzer, Dr. Martin Tauss,
Mag. (FH) Manuela Tomic
Anzeigenleitung: Margarita Stöber,
Tel.: (01) 512 52 61-30
E-Mail: margarita.stoerber@furche.at

Product Management: Mag. Johannes Mantl
Aboservice: E-Mail: aboservice@furche.at
Tel.: (01) 512 52 61-52
Alle: 1030 Wien, Hainburger Straße 33
Tel.: (01) 512 52 61-0, Fax: (01) 512 52 61-88
E-Mail: vorname.nachname@furche.at

Druck: DRUCK STYRIA GmbH & Co KG, 8042 Graz
Jahresabo: € 125,-
Halbjahres- & Uniabo: € 69,-

Das Abonnement kann frühestens zum Ende der
Mindestbezugsdauer – unter Einhaltung einer
sechswöchigen Kündigungsfrist – jederzeit schrift-
lich abbestellt werden. Wenn keine entsprechende
Kündigung erfolgt, dauert das Abonnement ein
weiteres Jahr bzw. im Falle eines Halbjahresabos
weitere sechs Monate.

Offenlegung gem. § 25 Mediengesetz:
www.furche.at/offenlegung

Druckauflage: 19.215 (ÖAK HJ2 2015)

Alle Rechte, auch die Übernahme von
Beiträgen nach § 44 Abs. 1 und 2
Urheberrechtsgesetz, sind vorbehalten.
Art Copyright ©Bildrecht, Wien.

www.furche.at



In sozialen Medien sowie in öffentlichen und politischen Diskursen zeigt sich ungehemmte Aggression. Warum finden deeskalierende Stimmen so wenig Gehör? Ein Gastkommentar.

Vom Unbehagen in der Kultur

Der soziale Zusammenhalt erfordert von Menschen Triebverzicht: Sie müssen ihre sexuellen und aggressiven Triebe einschränken. Diese Triebunterdrückung führe zur Ausbildung eines Über-Ichs, von Gewissen und Normen, könne aber auch pathologische Schuldgefühle zur Folge haben. So beschrieb Sigmund Freud 1930 die Ursachen für das „Unbehagen in der Kultur“.

Fast ein Jahrhundert später scheinen sich die Verhältnisse umgekehrt zu haben. Unbehagen in der Kultur kann einen angesichts der enthemmten Aggression erfassen, die sich in den sozialen Medien, bei Corona-Demonstrationen und in öffentlichen und politischen Diskursen zeigen. Schuld- und Schamgefühle oder der Rekurs auf das Gewissen scheinen einer vergangenen Zeit anzugehören. Die verhetzende Sprache eines Herbert Kickl, die aufgeheizten Debatten rund um den Ibiza-Untersuchungsausschuss, der verächtliche Ton in Chatnachrichten der türkischen „Familie“, rechtsextremistische und islamistische Drohungen sowie antisemitische und islamfeindliche Hassreden in den sozialen Medien sind die Spitze des Eisbergs einer insgesamt aggressiver gewordenen Gesellschaft. Um diese beängstigende Dynamik zu stoppen, bedarf es dringend einer öffentlich diskutierten Ursachenanalyse. Appelle an Anstand, Respekt oder gar Gewissen verhalten derzeit folgenlos. Der soziale Zusammenhalt ist fragil. Drei solcher Ursachen stelle ich zur Diskussion.

Eine gärende Angst

Unter der gesellschaftlichen Oberfläche gärt eine tiefgründige Angst. Diese hat berechtigte Gründe. Migration und die durch diese beschleunigte Pluralisierung erfordern Veränderungen der mentalen, gesellschaftlichen und politischen Ordnungen, die viele Menschen psychisch überfordern oder die sie aus Sorge um Verlust von Macht und Privilegien ablehnen. Die negativen Folgen der Pandemie verstärken die Ängste vor Wohlstandsverlust und sozialem Abstieg. Nicht zuletzt erzwingen die digitale Transformation wie auch die Klimakatastrophe den Wandel unserer Lebens- und Arbeitswelten. Eine ungewisse Zukunft ohne positive Perspektiven lässt die daraus erfolgen-

de Angst zur Quelle von Aggression werden.

Ein um sich greifender Nihilismus – nach Friedrich Nietzsche ein Prozess der „ständigen Umwertung aller Werte“ – zerstört das Vertrauen in einen grundlegenden Sinn des Lebens und der Geschichte. Aus der Erkenntnis, dass all unsere Vorstellungen von Sinn und Wahrheit geschichtlich geworden und kontextuell sind, schließen viele, sie könnten sich ihre jeweilige Wahrheit nur mehr individuell erschaffen. Auf schwankendem Boden bilden sich in diesem Vakuum ideologische Meinungsgruppen, die um die Durchsetzung ihrer jeweiligen Interessen kämpfen. Inmitten dieses Tribalismus



DIESSEITS
VON GUT
UND BÖSE

Von Regina Polak

„Es herrscht ein agonales Klima, in dem ideologische Zugehörigkeiten wichtiger sind als kooperative Lösungssuche.“

mus bleibt am Ende nur mehr ein Machtkampf – Nietzsche sprach vom „Willen zur Macht“ –, in dem der gewinnt, der am lautesten schreit, sich am besten präsentiert und über die dafür nötigen Ressourcen verfügt.

Nicht zuletzt – und kaum diskutiert – spielen dabei Kämpfe um die Verteilung ökonomischer Ressourcen eine Schlüsselrolle. Im Kampf um den je eigenen Platz in einem gesellschaftlich-ökonomischen Gefüge, das von Konkurrenz und der ständigen Bedrohung durch Ausschluss und Absturz geprägt ist, entsteht ein gefährlicher Zorn, der Solidarität und Gemeinwohl bedroht. An die Stelle

der Frage nach gerechter Verteilung von Ressourcen treten Identitätspolitik, die deren notwendiges Ringen um gleiche Chancen und Rechte zur Zerreißprobe werden lassen.

Diese Gemengelage schafft eine Atmosphäre des Unbehagens. Es herrscht ein agonales Klima, in dem eindeutig identifizierbare ideologische Zugehörigkeiten und Selbstbehauptung wichtiger sind als sachliche und differenzierte Auseinandersetzungen und eine kooperative Suche nach Lösungen. Der Wille und die Fähigkeit, Ambiguitäten und Widersprüche auszuhalten, nehmen ab. In einer Kultur, die einem Triebverzicht um des Gemeinwohls willen nicht mehr viel abgewinnen kann, werden dabei archaische Emotionen freigesetzt. Insbesondere Politiker hätten nun die Verantwortung, mit positiven Zukunftsvisionen und sach- und gemeinwohlorientierter Politik zu reagieren. Stattdessen befeuern zu viele negative Emotionen und schlagen Kapitel aus ihnen.

Rückzug ins Private

Und zu viele Menschen, die sich dies finanziell leisten können, ziehen sich ins Private zurück, schauen zu und verstummen. Ihre Stimmen fehlen im öffentlichen Diskurs. Das Feld wird den Aggressiven und Gewissen- und Schamlosen überlassen. Dies war nicht das Ziel der Gesellschaftskritik Freuds. Dieser hatte sich nie für emotionale Enthemmung, sondern für eine Kultur eingesetzt, in der Menschen ihre Triebe sublimieren und ein liebes- und arbeitsfähiges sowie vernünftiges Ich ausbilden.

Zweifelloso gibt es zahlreiche Personen, gesellschaftliche Gruppen, Institutionen, Medien und auch Politiker, die gegensteuern. Sie setzen den Emotionen Vernunft entgegen und entwickeln Szenarien für eine gerechtere, humanere Gesellschaft. Sie versuchen zu deeskalieren und setzen auf das argumentative Gespräch und Konsens. Sie stärken die Hoffnung, dass trotz aller Probleme eine gute Zukunft möglich ist. Aber warum finden sie vergleichsweise wenig Gehör und Unterstützung – nicht zuletzt bei den politischen Entscheidungsträgern?

Die Autorin ist Leiterin des Inst. für Prakt. Theologie der Kath.-Theol. Fakultät der Uni Wien.



QUINT-
ESSENZ

Von Brigitte Quint

Im Rausch der Jugend

Die Jugend macht Party, und die Polizei löst sie auf – die Causa Karlsplatz ist das Aufregerthema. Die einen sagen, die Jungen können sich nicht zusammenreißen. Die anderen, dass die Polizei die Feiermeute zu Unrecht gepiesackt hat. Es scheint so, als wäre eine sich betrinkende Jugend ein völlig neues Phänomen. Dasselbe gilt für Polizisten, die dazwischengehen, wenn die Lage ausufert. Ist das nicht Teil ihres Jobs? Ein junger Mensch dagegen hat das Bedürfnis, sich auszutesten, auch seine Grenzen – um mit Gleichgesinnten den Rest der Bevölkerung aufzumischen. Wenn es nicht die Jugend schafft, die Welt der Erwachsenen zu verstören, wer dann?

Als Studentin bin ich einmal ziemlich angeschickert vom Augustiner-Keller, einem Münchner Biergarten, heimgeradelt. Und ungefähr auf Höhe der BMW-Zentrale habe ich dann fast zwei Polizisten über den Haufen gefahren. Die hielten mich an und wollten meine Personalien aufnehmen. Anstatt zu gehorchen, pöbelte ich herum. Ich fragte, ob der gemeine bayerische Polizist nichts Besseres zu tun habe, als wehrlose Frauen auf dem Radl zu drangsalieren. Ich bekam eine Geldstrafe aufgebremst. 50 Euro. Wegen Beamtenbeleidigung.

Wenn ich mit Freunden aus Studententagen über alte Zeiten spreche, dann reden wir nie über die Lernerei, Vorlesungen oder gar das Examen. Viel lieber erinnern wir uns an die Exzesse in Augustiner-Keller und Co. und die Albernheiten drumherum. Wir waren Kindsköpfe. Dass meine aufmüpfige Art den beiden Polizisten auf den Zeiger ging, verstehe ich. Aus heutiger Sicht. Ich war jung, habe meine Grenzen ausgetestet – und die Polizei bot mir Einhalt. Auf dem Karlsplatz ist genau dasselbe geschehen. Kein Grund, sich aufzuregen.

ZUGESPITZT

#AustriaFirst

Um der Bevölkerung die Erfrischung im kühlen Nass trotz Pandemie zu ermöglichen, plant der Schwimmbadverein EU („Egalitärer Unterwasserspaß“), eine bäderübergreifende Saisonkarte anzubieten. Alle jene Badelustigen, die geimpft, genesen oder getestet sind, sollen eine solche Karte mit Anfang Juli erhalten. „Viel zu spät!“, meinte Sebastian K. – Verwalter des Tröpferlbads „Austria First“ – und kündigte bereits für Juni eine eigene Saisonkarte nur für das Tröpferlbad an. Jetzt ist es so weit. Nur eine Woche später als ursprünglich propagiert können genesene und getestete Personen besagte Karte lösen und das kühle Nass in vollen Zügen genießen. Wobei – die Genesenen vielleicht doch nicht, weil die zuständigen Gemeinden Schwierigkeiten mit dem Erstellen von entsprechenden Zertifikaten haben. Das sei „total danebengegangen“, bestätigt Bademeister Wilfried H. Aber Moment, fehlt da nicht noch eine Gruppe? Tatsächlich! Die vier Millionen Geimpften müssen leider auch noch etwas warten ... Wegen komplizierter Datenmengen dauert es ein wenig länger, bis auch dieser Teil der Bevölkerung eine Saisonkarte erhält. Spätestens Anfang Juli soll es aber so weit sein. Gut, dass K. den Alleingang gewagt hat!

Margit Körbel

PORTRÄTIERT

Katholik aus der Lutherstadt

Als bieder und Mann ohne Charisma wurde Sachsen-Anhalts Ministerpräsident noch vor Wochen vor allem von westdeutschen Medien geschmäht. Dass ausgerechnet er der AfD die Stirn bieten könne, trauten ihm wenige zu. Doch die Kritiker sind seit der Wahl am vergangenen Sonntag verstummt. Reiner Haseloff wurde quasi über Nacht zum Superstar der CDU. Obwohl er sich im parteiinternen Machtkampf um den CDU-Vorsitz für Söder eingesetzt hatte, dürfte er mit den erreichten 37 Prozent zu einer großen Stütze für Armin Laschets Bundestagswahlkampf geworden sein.

Haseloff stammt aus einer alteingesessenen Familie der Lutherstadt Wittenberg. Bereits 1423 findet sie in der Stadtschrift Erwähnung. Bis heute hat der 67-Jährige seinen Hauptwohnsitz in seinem Heimatort, in dem auch seine Frau Gabriele für die CDU im Stadtrat sitzt. Zu DDR-Zeiten arbeitete der promovierte Physiker in der Umweltforschung. Nach der Wende startete der zweifache Vater und mehrfache Großvater seine politische Karriere auf kommunaler Ebene. Bis 2002 war er Direktor des Arbeitsamts Wittenberg, bevor er als Staatssekretär in das Wirtschaftsministerium nach Magdeburg wechselte. Im Jahr 2011 wurde Haseloff – ein gläubiger Katholik, der sich in der Kirche engagiert – schließlich zum Ministerpräsidenten von Sachsen-Anhalt gewählt. Haseloffs Art, sich zu positionieren, könnte europaweit für konservative Kräfte Schule



Foto: APA / AFP / Tobias Schwarz

Der 67-jährige Reiner Haseloff hat im Wahlkampf den Spagat geschafft, sich von der Merkel-CDU abzugrenzen, ohne sich der AfD anzubiedern.

machen. So schaffte er im Wahlkampf den Spagat, sich von einer nach links gerückten Merkel-CDU zu distanzieren und sich gleichzeitig von den Rechtspopulisten klar abzugrenzen. Von vornherein hatte der Ministerpräsident jegliche Zusammenarbeit mit der AfD ausgeschlossen. Mit seinem Slogan „Der Richtige in schwierigen Zeiten“ konnte er neben der eigenen Basis vor allem Nichtwähler mobilisieren, aber auch von Grünen und der Linkspartei Stimmen abziehen. Einer Verlängerung der bisher regierenden Kenia-Koalition (CDU/SPD/Grüne) wurde mittlerweile eine Absage von den Grünen erteilt. Als am wahrscheinlichsten gilt, dass Haseloff die Liberalen ins Kabinett holt.

(Brigitte Quint)

DIE FURCHE
EMPFEHLTKirche der
Armen?

LESUNG UND PODIUMSDISKUSSION

Inwiefern muss Kirche stets eine „Kirche der Armen“ sein? Dazu bietet ein gleichnamiges Handbuch spannende Impulse. Im Rahmen einer Buchpräsentation diskutieren dazu Michael Landau (Caritas) und Martin Schenk (Diakonie) mit den Herausgeber(inne)n Johann Pock, Regina Polak, Frank Sauer und Rainald Tippow. Moderation: Doris Helmberger (FURCHE).

Dienstag, 15. Juni, 19 Uhr
Ankersaal, Absbergg. 27, 1100 Wien
Anm. und Streaming-Link: www.caritas-wien.at/aktuell/termine

Beten &
marschieren

FÜR MENSCHLICHERE ASYL POLITIK

Die „Sonntagsbegegnung“, eine christliche Initiative für eine menschlichere Asylpolitik, trifft sich in Wien vor dem Sommer das letzte Mal am 18. Juni, um mit einem Gebet ein Zeichen zu setzen. Danach Teilnahme am „Umbrella March“ für eine menschlichere Asylpolitik. Regenschirme als Zeichen mitnehmen!

Sonntagsbegegnung
Freitag, 18.6.

15.30 Uhr: Gebet im Sigmund-Freud-Park vor der Votivkirche
16 Uhr: Umbrella March,
Bundeskanzleramt

Bachmannpreis
2021

LITERATURWETTBEWERB

Am 16. Juni starten die 45. Tage der deutschsprachigen Literatur. Dieses Jahr darf die Jury wieder vor Ort diskutieren und den Bachmannpreis vergeben. FURCHE-Feuilleton-Chefin Brigitte Schwens-Harrant ist seit dem Wettbewerb 2020 Mitglied der neunköpfigen Jury. Die Lesungen der 14 Autorinnen und Autoren werden in digitaler Form stattfinden.

45. Bachmannpreis
ORF-Landesstudio in Klagenfurt
16. bis 20. Juni 2021
www.bachmannpreis.orf.at

IHRE
MEINUNG

Schreiben Sie uns unter
leserbriefe@furche.at

Unverständlicher Protest

Abschüssiges Terrain
Von Doris Helmberger
Nr. 22, Seite 1

Religiöse Einrichtungen und Vereine öffentlich zu machen, kann doch kein Skandal sein, ganz gleich, welche die Hintergründe für dieses Vorhaben waren. Überall wird Transparenz gefordert, Gesinnung und Glauben bekennen gilt üblicherweise als hehres Ziel. Und eigentlich wird mit dem Islam-Verzeichnis für Interessierte und zugewanderte Muslime Werbung betrieben und generell die Möglichkeit geboten, sich näher zu informieren. Oder gibt es einen Grund, in gewisser Beziehung anonym zu verbleiben? Immerhin gibt es überall und auch in Österreich Bedrohungen, nicht nur von Extremisten, bislang allerdings nur von einer Seite. Unverständlich der Protest christlicher Würdenträger, allen voran des evangelischen Bischofs, der sich in der Ökumene verdienstvoll machen kann, und andere unterverstandene Gründe, die weit in der Geschichte zurückliegen. Solange der Islam unsere demokratiepolitische Rechtskultur mitträgt und die Grundrechte anerkennt, ist meiner Meinung nach die Diskussion unnötig und tangiert keineswegs die bei uns gültige allgemeine Religionsfreiheit.

Dr. Heinz Wimpissinger
Klosterneuburg und Skanör

Schwieriger Luthersatz

Ein Leben auf Hoffnung hin
von Ulrich H.J. Körtner
Nr. 22, Seite 10

„Frei wird der Christ nur durch den Zuspruch der Vergebung.“ Das ist der Kernsatz von Ulrich Körtners Beitrag. *Christus Redemptor* – Christus der Erlöser. Im Mittelalter und noch in der frühen Neuzeit stand aber *Christus Judex*, Christus der Richter, im Vordergrund. Die künstlerischen Darstellungen des Jüngsten Gerichts in zahlreichen Kirchen und Kathedralen Europas sind bekannt. Die katholische Theologin Johanna Rahner hat geschrieben, dass im Mittelalter galt: „Das Heil ist die außerordentliche Gnade Gottes, die Hölle das gewöhnliche Schicksal. Die Höllenangst wird damit zur dominierenden Existenz Erfahrung“ (in ihrem Buch „Einführung in die christliche Eschatologie“, 2010). Es ist die augustinische

Lehre von der *massa damnata*, die für Jahrhunderte aus der Erlösungsreligion des Christentums eine Angstreligion machte. Karl Rahner hat Augustins Lehre negativ beurteilt: „Augustinus hat eine Betrachtung der Weltgeschichte inauguriert und sie die Christenheit gelehrt, in der aus der Unbegreiflichkeit der Verfügung Gottes heraus die Weltgeschichte die Geschichte der ‚massa damnata‘ blieb, aus der letztlich nur wenige durch eine selten gewährte Auserwählungsgnade gerettet wurden.“ Aber auch Martin Luther hat noch in seiner gegen Erasmus gerichteten Schrift „de servo arbitrio“ (1525) geschrieben, es sei „die höchste Stufe des Glaubens zu glauben, dass der, welcher so wenige rettet und so viele verdammt (*qui tam paucos salvat, tam multos damnat*), gnädig ist“. Meine Bitte um Antwort an Ulrich Körtner: Hat sich die evangelische Theologie (kritisch) mit diesem Luthersatz aus-



einandergesetzt? Und wann ist eigentlich in der evangelischen Theologie die Vorstellung des *Christus Judex* und die Vorstellung von zur ewigen Verdammnis verurteilten Menschen zurückgedrängt und durch die überragende Botschaft des *Christus Redemptor* und seines Zuspruchs der Vergebung ersetzt worden?

em. Univ.-Prof. Dr. Gerald Stourzh
Wien

Aus für Selbstbestimmung

Impfpflicht für Lehrer(innen)?
Pro und Contra von Brigitte Quint
und Oliver Tanzer
Nr. 20, Seite 14

Wieso übernimmt Oliver Tanzer eine Aufgabe – hier: über *Gegenargumente* zur Impfpflicht für Lehrkräfte zu schreiben –, wenn ihm dazu nur *Pro-Argumente* einfallen? Bei einer mir vertrauten Lehrerin hörte ich, dass es bei ihnen bereits geimpften

Kolleg(inn)en zu kleinen bis erheblichen Nebenwirkungen gekommen sei. Das beunruhige sie und manche ihrer Kolleg(inn)en. Und wenn Frau Quint im *Pro-Teil* die Kinder zu den „Schutzbedürftigsten innerhalb des Pandemiegeschehens“ erklärt, widerlegt sie das Narrativ der letzten über 14 Monate: Dies seien die Ältesten in der Bevölkerung. Die Kernfrage ist ja: Wem schadet das Coronavirus am meisten nach bisherigen Befunden? Und da sind – glücklicherweise! – die Kinder nicht evident vertreten. Wenn also die Ältesten bereits weitgehend „durchgeimpft“ sind oder sein werden, lässt sich aus „Prognosen“ (wie es Frau Quint tut) ein derart massiver Eingriff in die Selbstbestimmung der Berufsgruppe Lehrer(in) für mich nicht ableiten. Ich würde die Sorge jener Menschen, die zwischen dem möglichen Schaden/Nutzen noch unentschieden sind, zu verstehen versuchen und mit der Androhung von Berufsverboten (wie Herr Tanzer es tut!) eher zurückhaltend sein. Auch weil Menschen auf Zwang in der Regel mit Abwehr reagieren.

Dr. Sylvia Häusler
Psychologin & Trainerin für Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg

Hilfreiche Sexualmoral

Ewige Baustelle Sexualmoral
Von Martin M. Lintner
Nr. 20, Seite 9

Vielen Dank für Ihren interessanten Artikel. Bei einem Satz musste ich aber heftig den Kopf schütteln, nämlich wenn Sie schreiben, dass sich sexuelle Intimität laut der Kirche allein durch Fortpflanzung legitimiert. Spätestens seit der „Theologie des Leibes“ von Johannes Paul II. haben sich die *zwei* Sinngehalte der Sexualität, nämlich Liebe und Fortpflanzung, in der katholischen Kirche etabliert. Auch die Bedenken bezüglich Eheschließungen von homosexuellen Paaren sind demnach anders und viel tiefer begründet. Weiters kreiden Sie der Kirche an, dass sie Geschlechts-gemeinschaft als Ausdruck von Liebe außerhalb der Ehe nicht würdigt. Das ist richtig und hat einen guten Grund. Nur in der Ehe, wo Mann und Frau einander *ganz* schenken und annehmen, ist der Ort, sich auch körperlich *ganz* hinzugeben und anzunehmen. Es wäre schön, wenn jemand mit einem klaren Blick wie Sie mitwirken könnte, die so hilfreichen Aussagen der katholischen Lehre zu Ehe und Sexualität viel mehr Menschen zugänglich zu machen; und damit vielen Paaren zu einer erfüllten Beziehung zu verhelfen.

Veronika Rella
via Mail



Österreichische
LOTTERIEN

NICE 4 Austria
bringt Kultur-
Acts auf die
Bühne

Das Spiel der Österreichischen Lotterien verlost exklusive Tickets für Live-Events. Bei NICE stehen Erlebnisse statt hoher Jackpots im Mittelpunkt. Und gerade, weil das vergangene Jahr so wenig davon zugelassen hat, können die Künstlerinnen und Künstler in Österreich Unterstützung in schwierigen Zeiten gut gebrauchen. NICE hat deshalb Tickets für Events der österreichischen Musik- und Kabarett-Szene aufgekauft und so die Kunstschaffenden in einer Zeit, in der sie diesen Beitrag dringend brauchen unterstützt. Diese Tickets können die Userinnen und User nun exklusiv im Zuge der Initiative NICE 4 Austria gewinnen.

Aktuell werden Karten für Veranstaltungen im Juli und August ausgespielt. Darunter Highlights wie folkshilfe, Anka Koi, Josh., Cari Cari und Dame und die einzigartige Kabarett-Gruppe maschek.

Um an NICE auf Smartphone oder Tablet teilzunehmen, ist lediglich ein aktiver win2day Account nötig. Einfach unter nice.at anmelden und schon ab einem Einsatz von 50 Cent gibt es die Chance zu gewinnen.



folkshilfe Foto: © Pertramer

KOMPASS IN KÜRZE

RELIGION • BILDUNG

■ Alternatives Pflichtfach Ethikunterricht startet ab Herbst

Nach mehr als 20 Jahren als Schulversuch startet ab Herbst der verpflichtende Ethikunterricht im Ausmaß von zwei Wochenstunden für jene Schüler, die nicht am Religionsunterricht teilnehmen – beginnend mit den neunten Schulstufen der AHS und BMHS. Ausgenommen sind vorerst die Polytechnischen Schulen und Berufsschulen. Auch die Lehrpläne für den Ethikunterricht wurden erlassen: Darin festgehalten wird, dass die zentrale fachliche Grundlage des Unterrichtsgegenstandes die Praktische Philosophie darstellt. Behandelt werden sollen unter anderem Themen wie Menschenrechte, Glück, soziale Beziehungen, Sucht, Medien, Diversität, Krankheit, Tod sowie die

Grundlagen der Weltreligionen. Ethische Grundfragen sollen dann aber auch in den Religionslehrplänen dargestellt werden – eine entsprechende gemeinsame Erklärung haben Bildungsminister Heinz Faßmann (ÖVP) und Vertreter der Religionsgemeinschaften vergangenen Montag unterzeichnet. Bischof Wilhelm Krautwaschl, in der Bischofskonferenz für Schulfragen zuständig, begrüßte den Schritt, „weil nunmehr allen Schülerinnen und Schülern ethische Bildung ermöglicht wird“. Die Vertreter des Volksbegehrens „Ethik für alle“ sprechen indes von einer „Mogelpackung“ und fordern weiter einen Ethikunterricht als Pflichtfach für alle.

RELIGION

■ Papst zu Indigenen-Massengrab

Nach dem Fund eines Massengrabs mit 215 Kinderleichen an einem jahrzehntelang von der katholischen Kirche betriebenen früheren Internat für Indigene in Kanada hat Papst Franziskus der Opfer gedacht. „Ich habe mit Schrecken die Nachrichten aus Kanada empfangen“, sagte das Kirchenoberhaupt beim Angelus-Gebet auf dem Petersplatz in Rom. Die Entdeckung habe die Gewissheit über den Schmerz der Vergangenheit vergrößert, sagte der 84-Jährige. Es werde weiter daran gearbeitet, um Licht in die Sache zu bringen. Er rief dazu auf, sich von dem ideologischen Kolonisationsmodell zu entfernen und die Rechte aller Söhne und Töchter Kanadas anzuerkennen.

RELIGION

■ Schönborn will Religionsatlas

Kardinal Christoph Schönborn will einen Religionsatlas als Alternative zur Islam-Landkarte. In seiner Kolumne in der Gratiszeitung *Heute* fragt er, warum eine Religion „herausgepickt“ worden sei, und erkennt einen „Generalverdacht“. Auch der reformierte Superintendent Thomas Hennefeld kritisierte das Projekt: „Seien wir froh, dass wir Evangelische unseren Glauben frei leben dürfen. Man könnte auf die Idee kommen, dass es eine Dokumentationsstelle für Politisches Christentum braucht, inklusive Landkarte, wo aufgezeigt wird, wer von uns besonders politisch predigt“, so Hennefeld auf der Evangelischen Generalsynode in Graz (vgl. dazu auch Seiten 10–11).

Gestern, heute, morgen,

Zum 100. Geburtstag: Der im Dezember 2000 verstorbene Meister der Mundartdichtung H. C. Artmann inspiriert auch heute noch österreichische Schriftsteller aller Generationen.

Von Michael Stavarič

„nua ka schmoez how e xagt! nua ka schmoez ... reis s ausse dei heazz dei bludex und haus s owe iwa r a bruknglanda! [...] waun s d amoe so weid bist, daun eascht schreib dei gedicht und ned eea!“ Und genau das hab ich getan, Herr Artmann, nur so lassen sich schließlich Gedichte schreiben, man nimmt sein Herz in die Hand, geht seinen Weg, geht Ihren Weg, werter Herr Dichter, und hofft inständig nicht zu verbluten. „bin i no in wean, oda scho auf den schwuarzn földarn dea zwischnwölt, üba denen ruswolkn hengan und fins tre mehдресcha ire boanen ziagn und dunkle sterch duarch di furnchn staksn ...“, das wiederum habe ich mich tatsächlich gefragt, als ich H. C. A. einen ganzen Gedichtband widmete: „in an schwoaazzn kittl gwicklt“.

Dichtung als absoluter Wert

H. C. Artmann zählt freilich zu den wenigen Dichtern, die ich ehrfürchtig auf einen Sockel bugsie-re, sie dafür bewundere, was sie im Laufe eines Lebens erreicht haben; ja, es erscheint mir in der Tat rätselhaft, wie das alles (als Werk) hatte erschaffen werden können. Es ist der von mir ebenfalls bis aufs Äußerste geschätzte Ernst Jandl, der dafür in einem Beitrag (für *Literatur und Kritik*, 1977) eine der nachvollziehbarsten Erklärungen zu liefern scheint: „Und vor allem war ein unerschütterliches Vertrauen notwendig, in den Wert der eigenen Arbeit und den Wert der Poesie. Dieses Vertrauen, in Dichtung als einen absoluten Wert und in den Wert des eigenen Bemühens darum, haben nicht wenige, deren Name in der Literatur heute etwas gilt, von H. C. Artmann empfangen, durch das Beispiel seiner Standhaftigkeit und Unbeirrbarkeit, durch das Vorbild seiner Poesie, und nicht zuletzt durch seinen beharrlichen Zuspruch.“

In solchen Sätzen manifestiert sich etwas, das mir für die Literatur von größter Wichtigkeit

scheint, wo doch eine jede Schriftsteller*in angeleitet wird, sich in der Welt zu positionieren; denn, was man denkt und sagt und schreibt, ist von Wert. Wir Schriftsteller*innen sind wertvoll, sind wird doch die Bewahrer und Förderer der Sprache. Wir sind es, die sich Gehör verschaffen müssen, um die Poesie zu bewahren, darauf vertrauen schließlich auch jene, die nicht mehr unter uns sind.

Es ist ja längst offenkundig, ich kann nicht über H. C. Artmann schreiben, ohne dabei persönlich zu werden, also wie wäre es damit: Immer, wenn ich an einer Gärtnerei vorbeischlendere, muss ich an H. C. Artmann denken. Immer, wenn ich in einer ungemähten Wiese liege, muss ich an H. C. Artmann denken. Im-

mer, wenn ich auf einem Parkbankerl sitze, muss ich an H. C. Artmann denken (man könnte doch mutmaßen, ich denke auch mal an heiße Küsse oder so). Wenn ich die Bediensteten der Stadt Wien dabei ertappe, wie sie ausschwärmen, um Rasen zu mähen, Bäume zu stutzen, die üblichen Gartenarbeiten zu absolvieren, höre ich den lebhaftigen Artmann in meinem Kopf poltern, das lässt sich gar nicht vermeiden. Es gibt nämlich gute und böse Gärtner, wie ich es gelernt habe, Artmann besang im gleichnamigen Gedicht selbstverständlich einen Bösen. Das Böse ist literarisch betrachtet natürlich ein stetiges Faszinum, das wird nun niemanden überraschen, doch wäre das eine andere Geschichte.

„mei gmiad is ma fadistad, waun da mond zuanema duad, i hoed s daun nima r aus, mi glist s fost noch an bluad, do nim e mei gias-kaunlkaunl und giass de bluman wia r a reng ... und daun und daun, daun nim e d sichl draun und hau r eana r ollan d kepfaln oo!“ Artmann ist wahrlich eine Urgewalt, ein bis aufs Äußerste verdichtetes Schwarzes Loch, das einen magisch anzieht und verschluckt;

„Er ist eine Urgewalt, ein bis aufs Äußerste verdichtetes Schwarzes Loch, das einen magisch anzieht und verschluckt.“

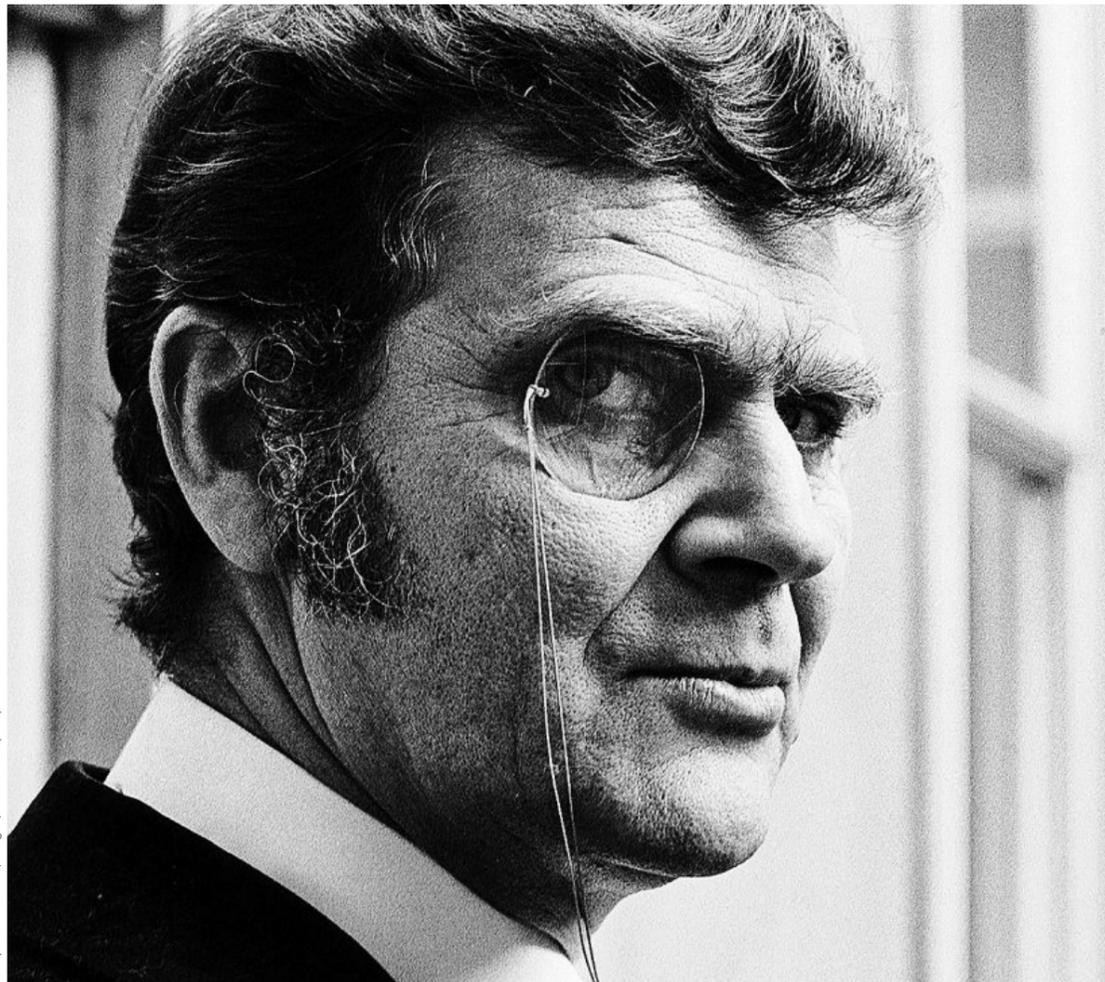


Foto: picturedesk.com / Imago / Otto Breicha (1969)

immer verneige ich mich, Herr Artmann!

das einen inspiriert wie kaum andere Lektüren zuvor. Bei mir war es jedenfalls so. Ich begriff etwa, dass man sich seine Mundart kreativ aneignen kann, und ich begriff vor allem, dass die Artmann'sche Dichtung Dialekte regelrecht befreit, damit diese ihrer emotionalen Bestimmung folgen können: Sprache ist da, um uns zu verzaubern. Und Sprache ist auch äußerst dazu geeignet, uns regelrecht zu verändern. Uns aus unserem Alltag (also Denken) zu reißen, uns alle zu besseren Dichtern (also Menschen) zu machen. „an qadratmeta zeascht und zwaaz qadratmetan und an gaunzn gatl, ana glan wisn, ana grossn wisn, und daun an gaunzn födfödföd ...“

Das „föd“, wie oft bin ich im Sommer irgendwo im Weinviertel in einem solchen gelegen, Weizen oder Hafer – und las Bücher, während sich Käfer anschickten, mich wie einen neuen Planeten zu „terraformieren“. Sehr oft hatte ich H. C. Artmanns „med ana schwoaazzn dintn“ im Gepäck, aus dem ich eben zitiert hatte, genauer gesagt, aus seinem Poem „es gibt guade und bese geatna: des is es liad fon an besn“. Dem Vorwort dieses Buches lässt sich etwas entnehmen, das auch mir wesentlich scheint: Der Zauber solcher Gedichte entspringt einer intensiven Beziehung zur Jugend und Kindheit.

Brücken in die Vergangenheit

Auch für mich war das noch (am ehesten) eine Zeit, wo ich „gschert gred hob“, mich also eingeschränkt umgangssprachlich ausdrücken durfte: „schiaas endli di wuchtl ume, du oasch!“ Ich kehre mit der Hilfe von H. C. A. immer wieder dorthin zurück, seine Dichtung schafft fortwährend Brücken in die Vergangenheit, nicht ohne unablässig die existenziellsten Dinge der Welt zu verhandeln, deren Gültigkeit bekanntlich niemals endet.

„noch ana sindflud san olawäu de fenztobreln fafäud – ka vogl singd mea en de bam und de kefa schwiman en d lokn med n bauch in da hee ...“, du sagst es, H. C. A. Im Dezember 2020 erschien eine fantastische Ausgabe der Literaturzeitschrift *SALZ* zu Artmann, die ich hiermit auch allen ans Herz legen möchte (auch in Anbetracht profunder Beiträge diverser Kolleginnen und Kollegen wie Daniel Wisser, Jochen Jung, Teresa Präauer, Brita Steinwendtner etc.). Ich selbst nutzte (gemeinsam mit Katharina J. Ferner) die Gelegenheit, um mal wieder zu überprüfen, ob ich nach wie vor restlos in seinen Versarrangements aufzugehen imstande bin, ob also sein Zauber nach wie vor auf mich/uns wirkt: „owa noch ana sindflud kummt ka briafroga mea, olawäu denk i ma wenixt a briafroga hett s deapockn kennan [...], so a junga und des gegntail vun

FORTSETZUNG AUF DER NÄCHSTEN SEITE →

FORTSETZUNG VON SEITE 17

an oamutschkerl, dea si a auf m söafbredl net deppat angstööt hett [...], nua des grauperte wos sa glitzart mia entgegn und troagt anstott n vum briaftroaga paketln [...] aus, schwappt des zeig moi vur moi zruck, so wiad ni wos urntlich zuagstööt wean.“

Ja, was soll ich sagen, ein Feuerwerk an Ideen war sofort in unseren Köpfen, und was immer man auch literaturwissenschaftlich anzumerken, auszuführen und zu begründen wüsste, um die Genialität H. C. Artmanns zu veranschaulichen ... ist es nicht Beweis genug, dass sich unablässig Schriftsteller*innen aller Generationen mit ihm auseinandersetzen? Hommagen anfertigen, seinen Büchern huldigen, in seine Gedankenwelten eintauchen, um etwas über sich und ihre Sprache (also die Welt) zu erfahren?

Selbst Artmanns Quellen sind endlich Gegenstand von huldvollen Betrachtungen, wie es Ondřej Cikán gerade mit seinem wunderbaren Buch vorführt, in dem er die „Husaren und andere Seil-Tänzer“ (Ketos Verlag, erscheint demnächst) auferstehen lässt und den Meister selbst als den lieben Hans Carl, churfürstlichen Sylbenstecher, Husar am Münster von Toledo und Herrn der roten Schwäne aus Breitensee tituliert! Was für Vergnüglichkeiten.

Mit Blut besiegelt

H. C. A. beflügelt mehr denn je, ja fordert er nicht auch unverschämte ein, sich Fertigkeiten anzueignen, die sonst vielleicht bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag in einem geschlummert hätten? In den unauslotbaren Tiefen unserer selbst oder, um Katharina Ferner zu zitieren, „bei de fisch funkets ollewei, bei da nocht san s de mondflankerl de üba d see streichln, sans de onghokn mit eanam schimmandn mettoi [...] oda de glosstana an denan si hianto oana von de menscha aufschneid“. Zum Glück haben wir uns alle ganz ordentlich bei H. C. Artmann „geschnitten“, zunächst wohl gar nicht immer alles verstanden, doch war die Bindung zu ihm stets mit Blut besiegelt.

Gestern, heute, morgen, immer werde ich H. C. Artmann lesen, wie auch seine „elegische ode an den kaiser krum“, die da mit den Worten aufwartet: „gestern, heute, morgen, immer. engel sind haupt-

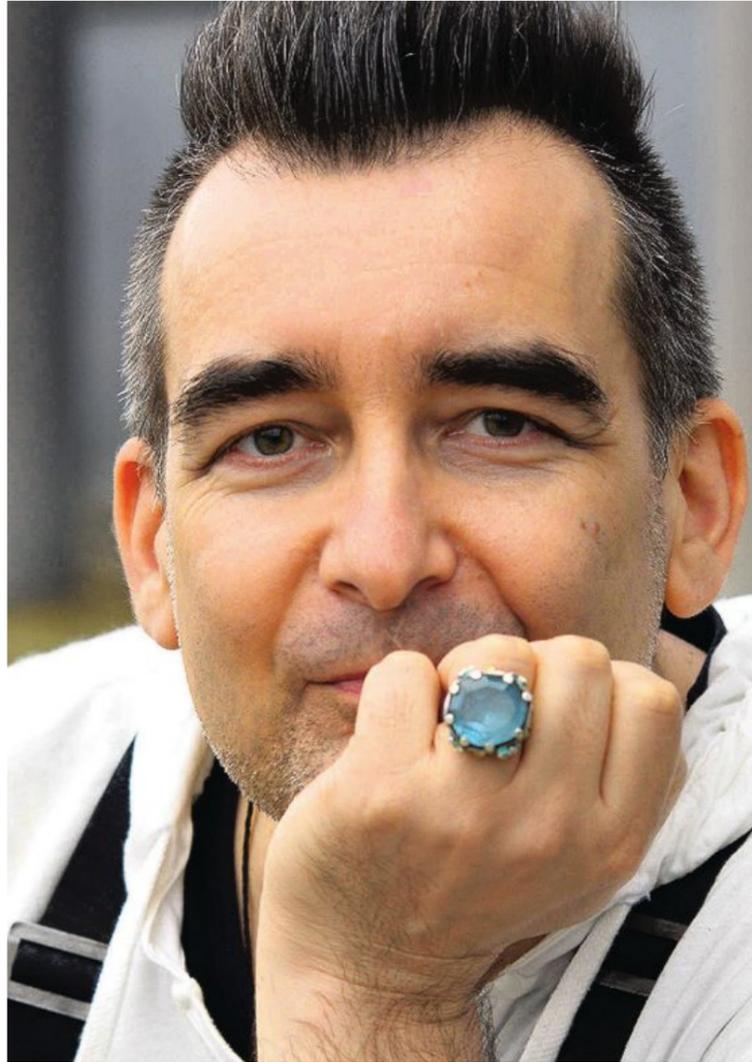


Foto: picturedesk.com / SZ-Photo / Alma Weise

Michael Stavarič wurde 1972 in Brünn geboren.

leute über laub und blüte des o-anderbaumes. sie besteigen ihn mit ihren hölzernen keulen und lauschen dem magnetofon der morgenfrühe.“ Ich werde mir genüsslich auszumalen versuchen,

„Die Poesie ist die Hüterin eines in unseren Herzen lodern den Feuers, das wir unbeirrbar an künftige Generationen weiterreichen wollen.“

was so alles durch sein Magnetofon zu hören ist, gewiss unzählige Versatzstücke der Artmann'schen Sprache, die die Eigenheit aufweist, dass sie, ungeachtet dessen, woher sie ursprünglich stammt, augenblicklich zu Artmann selbst wird, wenn er sie aufgreift. Oder ich werde mal wieder sein imaginäres Tagebuch „das suchen nach dem gestrigen tag oder schnee auf einem heißen brotwecken“

aus dem Buchfundus ziehen, gewiss sogar, zu dem es schließlich heißt, es sei ein Schlüsselwerk des Dichters, mit dem bekannt gewordenen Selbstporträt als Vorrede, das da lautet: „meine heimat ist österreich, mein vaterland europa, mein wohnort malmö, meine hautfarbe weiß, meine augen blau, mein mut verschieden, meine laune launisch, meine räusche richtig, meine ausdauer stark, meine anliegen sprunghaft, meine sehnsüchte wie die windrose [...]“. Ist damit nicht auch schon alles gesagt? Und müssten wir uns nicht alle eine dicke Scheibe von ihm abschneiden?

Diese eine Sache mit der Heimat mag ich vielleicht noch präzisieren, schließlich lädt der Dichter öfter dazu ein, wenn er etwa mit Lars Brandt (im Jahr 2000) über Wien spricht, als dieser danach fragt, warum er denn so vehement seine Wohnung behalte. Artmann antwortet: „Ich

muss. [...] Ich hätte sie längst aufgegeben, die Wohnung. Aber ich kann die Bücher nicht aufgeben. Ich wollte ein Waisenhaus, ein Orphanum für Bücher machen. Damit die Bücher nicht in alle Welt verstreut werden.“

Zu einem Buch soll er übrigens eine äußerst innige Beziehung gepflegt haben – und ich darf mich hier der Erinnerungen des Germanisten Marcel Atze und des Autors Hans Christoph Buch bedienen (zitiert nach Egmont Hesse, dem Herausgeber von „Planet Lyrik“) –, nämlich einem von Kugeln durchbohrten Wörterbuch, das ihm an der Ostfront im Jahre 1941 das Leben gerettet habe. Laut Atze hütete er das Stück wie seinen Augapfel und war dabei sehr wählerisch, wem er den devotionalien gleich behandelten Gegenstand vorführte. Buch erinnert sich, dass der Band nur wenigen Auserwählten gezeigt wurde und es diesen Betrachtern schwergefallen sein müsse, sich der auratischen Wirkung des Buches zu entziehen. Dieses Buch soll auch den Ursprung seiner poetischen Motivation gebildet haben.

Gemeinschaft der Dichtung

Ob es denn nun genau so war, oder nicht ... gibt es eine schönere Wertschätzung und Liebeserklärung an die unzähligen Autor*innen, die Artmann in seiner Bibliothek vereinte? All diese Geschichten, Nachschlagewerke, Inspirationsquellen und Co., die doch beweisen, dass sich wahre Poesie auf alles bezieht, alles miteinander verwebt, abändert, verwandelt, auffrischt, beflügelt und schlussendlich bewahrt? Poesie ist Kontext, sie ist die Hüterin eines in unseren Herzen lodern den Feuers, das wir unbeirrbar an künftige Generationen weiterreichen wollen. Und für das wir selbst bereit sein müssen, als Dichter*innen die allergrößten Opfer zu erbringen.

H. C. Artmann ist mein fleischgewordener Beweis, dass es eine fortwährende Gemeinschaft der Dichtung gibt – und dass sie zu allen Zeiten alle Mühen wert ist. Alles Gute zum Hunderter, mein lieber H. C. A.!

Der Autor lebt als freier Schriftsteller, Übersetzer und Dozent in Wien. Publikationen zuletzt: „Fremdes Licht“. Roman 2020; „zu brechen bleibt die See“. Gedichte Wien 2021.



med ana schwoazzn dintn
Gedichte
Von H. C. Artmann
Otto Müller 1996 (12. Aufl.)
96 S., geb., € 22,-



Von den Husaren und anderen Seil-Tänzern
Von H. C. Artmann
Hg. von Ondřej Cikán
Ketos Verlag, erscheint demnächst



Um zu tauschen Vers für Kuss
Klangbuch mit CD
Von H. C. Artmann
Sprecher: Erwin Steinhauer
Mandelbaum 2021
32 S., geb., € 25,-



in an schwoazzn kittl gwicklt
Gedichte
Von Michael Stavarič
Czernin 2017
112 S., geb., € 17,-

„Recht herzliche Grüße vom Ende der Welt!“
Ausstellung in der Wienbibliothek im Rathaus, bis 10. Dez. 2021

Tage der deutschsprachigen Literatur
45.

KÖPFE AUS 44 JAHREN

Von Anton Thuswaldner

Arno Geiger und Juli Zeh gingen leer aus, Wolfgang Herrndorf wurde mit dem Trostpreis, dem Kelag-Publikumspreis, ausgezeichnet. Alle drei gingen unabhängig vom Wettbewerb um den Bachmannpreis im Jahr 2004 unbeirrbar ihren Weg, für Uwe Tellkamp, einen damals weitgehend Unbekannten, aber bedeutete der Sieg den Aufstieg in die vorderste Reihe deutschsprachiger Literatur. Schon im ersten Durchgang vereinigte er die Mehrheit der Stimmen auf sich, das kommt kaum jemals vor. Die Entscheidung wurde im Feuilleton einhellig begrüßt. Ein Star war geboren, und seine beiden Romane, „Der Eisvogel“ (2005) und vor allem „Der Turm“ (2008), wurden hymnisch gefeiert. Die Speerspitze der deutschen Literaturkritik zeigte sich beeindruckt davon, wie einer, der

aus der DDR kommt, jüngste Zeitgeschichte sprachlich und formal kunstvoll abhandelte und dabei auf höchstem Reflexionsniveau agierte. In renommierten Zeitschriften wie *Akzente*, *Sprache im technischen Zeitalter* oder *Schreibheft* brachte Tellkamp mühe-los seine Texte unter. Als er 2008 den Deutschen Buchpreis erhielt, war die Zustimmung einhellig.

Gunther Nickel kam 2005 schon einiges seltsam vor, wie er in einem in den *Schweizer Monatsheften* publizierten Essay festhielt. Von der Wiederkunft der „konservativen Revolution“, aus der Zwischenkriegszeit in unangenehmer Erinnerung, schrieb er, gefährliche „pyrotechnische



Foto: APA / AFP / John Macdougall

Deutschland kämen, „um in die Sozialsysteme einzuwandern, über 95 Prozent“. Zuletzt veröffentlichte er die Erzählung „Das Atelier“ in der Edition Buchhaus Loschwitz, einem neurechten Verlag, wo so Dubioses erscheint wie der Band

Mischungen“ fielen ihm auf. Es ist jedoch zu einfach, von im Roman vertretenen Meinungen auf den Verfasser zu schließen. Das geschah später automatisch, als sich Tellkamp mit etlichen Aussagen in die Nähe zu gängigen Meinungen der AfD begab. Aus dem Vorzeigeautor wurde ein Buhmann, der Suhrkamp Verlag distanzierte sich umgehend von ihm. Flüchtlinge diffamierte er als Menschen, die nach

„Corona-Diktatur. Der Staatsstreich von Merkel, Christunion und Co“. Eine Veröffentlichung in diesem Verlag wurde auch Monika Maron zum Verhängnis, da der S. Fischer Verlag, der über Jahrzehnte ihr Werk betreut hatte, ihr danach jede weitere Zusammenarbeit aufkündigte.

Kein Mensch redet heute über die literarischen Qualitäten des Werks von Uwe Tellkamp. Weil er selbst politisch Farbe bekannt hat, gerät umgehend alles, was er geschrieben hat, in Misskredit. Das ist auch nicht die richtige Lösung, mit Missliebigen, ja selbst Falschem, umzugehen. Ein Roman ist klüger als sein Autor, er wird nicht über Nacht schlecht, weil sich sein Verfasser auf ungestüme Weise äußert. Wie es weitergeht, steht in den Sternen. Der von Suhrkamp für das Frühjahr 2021 in Aussicht gestellte Folgeband von „Der Turm“ ist auch im Herbstkatalog nicht zu finden.

Von Maria Renhardt

Friederike Mayröcker war eine der ganz Großen unter den deutschsprachigen Schriftstellerinnen der Gegenwartsliteratur. Preisgekrönt und vielfach ausgezeichnet, unterwegs auf ihrem ganz eigenen Weg fernab des Mainstreams und seit ihrer zweiten Veröffentlichung „Tod durch Musen“ (1966) einem nahezu obsessiven Schreiben verfallen. Heute ist ihr umfangreiches mannigfaltiges Werk, das sich über die Jahre hinweg immer neu changierend zeigt und kontinuierlich verändert hat, kaum mehr zu überblicken. Bis ins hohe Alter hat sie mit wachem Geist geschrieben und publiziert. Ihr jüngster Band „da ich morgens und moosgrün. Ans Fenster trete“, den sie wie schon andere zuvor in einem Interview als letzten angekündigt hatte, ist erst 2020 bei Suhrkamp, ihrem langjährigen Verlag, erschienen. Am 4. Juni ist sie in Wien gestorben .

Man kennt Friederike Mayröcker als Exzentrikerin. Mit der Entscheidung für die Literatur war für sie zugleich eine radikale Hinwendung zum Schreiben – als „süße Drangsal“ – verbunden. Über das legendäre Bücher-Papier-Schachtel-Zettel-Chaos mit der „hier ALLES TABU“-Schiefertafel in der Wiener Zentagasse ist gerne berichtet worden. In diese „Schreibkammer“ hat sie sich in „absoluter Einsamkeit“ zurückgezogen. In einer Nische des Wiener Literaturmuseums ist diese Zettelwelt mit an Schnüre gekluppten Texten bereits nachempfunden. Der Materialkosmos rings um sie herum bedeutete Anregung, setzte den magischen Assoziations- und Schreibfluss in Gang, ja brachte ihn erst so richtig zum Pulsieren und Schwingen. „Schreiben ist das halbe Leben. Lesen ist das ganze Leben“, hat sie einmal an anderer Stelle in einem Gespräch gesagt. Bedeutung und Wahl der Lektüre lassen sich in ihrem Werk kontinuierlich mitlesen. Zumindest in der letzten Zeit kristallisierte sich der französische Philosoph Jacques Derrida, um nur einen von vielen zu nennen, als besonders wichtig für sie heraus.

Im Rausch der Blüten

Ganz generell waren Leben und Schreiben in ihrer Welt eins, quasi untrennbar miteinander versponnen. Oft gab sie selbst in die Etappen des Schreibprozesses Einblick. Beim Aufwachen brachte sie bereits Traumfragmente zu Papier – Zettel und Kugelschreiber lagen immer neben dem Bett bereit –, manchmal schrieb sie sogar auf dem Leintuch weiter. Später tippte sie in einer „Phase des erregten Schreibens“ das flüchtig Hingekritzelte auf ihrer „Hermes Baby“, daneben hörte sie Musik, vornehmlich Bach, Liszt, Schumann und anderes. Auch Tonspuren lagerten sich indirekt in ihren Texten ab, als zu Klangräumen konnotierte poetische Sedimente.

Mayröcker wurde am 20. Dezember 1924 in Wien geboren. „Engelsgotteskind“ habe die Hebamme bei ihrer Geburt freudig ausgerufen. Ihre Kindheit hatte sie in lichtvoller Erinnerung mit viel Liebe und Geborgenheit. Da waren besonders diese unbeschweren wunderbaren Sommer im niederösterreichischen Deinzendorf, die sie literarisch ihr ganzes Leben lang begleiteten. In einem 2004 in der FURCHE publizierten Text , später in den *Magischen Blättern* erschienen, schreibt sie von „wogenden Gerstenfeldern“ und „strähnigen Uferwiesen“, von „sanft welligen lichtgrünen Hügeln“ oder von „zart und berauschend duftenden Fliederbüschen“ angesichts „schwereloser Selbstvergessenheit“. Hier begann ihre Liebe zur Na-

tur zu keimen – im Rausch der Blüten des explodierenden Frühsommers. Bis zu ihrem Sturz 2015 in Graz war sie gerne draußen. Die „Außenwelt“ – auch in Form eines Blicks aus dem Fenster in den Himmel oder zum Nachbarn – benötigte sie, wie sie bekennt, als Brücke zur literarischen Arbeit: „Was souffliert uns Natur?“, schreibt sie einmal. Die florale Metaphorik zieht eine poetische Leuchtspur durch ihr gesamtes Werk, die Natur fungiert dabei als essenzielle Inspirationsquelle im Hinterkopf.

Nach der Matura absolvierte sie eine Staatsprüfung und unterrichtete bis zu ihrer Karenzierung Englisch an Wiener Hauptschulen. Der Brotberuf war mühsam für sie, weil er ihr den Vormittag, ihre „wertvollste Schreibzeit“, raubte. Erst viel später konnte sie sich ganz ihren Texten widmen.

„Schreib-Pflück-Pflicht“

In ihren Anfängen positionierte sich Mayröcker, von Surrealismus und Dadaismus angeregt, um die Wiener Avantgarde. Ernst Jandl, ihr Weggefährte, mit dem sie nie verheiratet, aber bis zu seinem Tod innig verbunden war, und sie waren nie Mitglieder der Wiener Gruppe, standen ihr aber dennoch nahe. Beide wandten sich dem literarischen Experiment zu. Bald ging Mayröckers Schreiben jedoch in eine andere Richtung. Sie öffnete es dem Traumbewusstsein, entwickelte eine neue, bildhafte Assoziationstechnik, versprachlichte Bilder, Beobachtungen, integrierte

Friederike Mayröcker blieb bis ins hohe Alter jung – und hat die Literaturszene fast ein Dreivierteljahrhundert bereichert. Am 4. Juni ist sie mit 96 Jahren in Wien verstorben.

„da die Seele sich aus dem Staub“



Foto: APA/Herbert Neubauer (Bildbearbeitung: Rainer Messerklinger)

aber auch nach „exzessivem Lesen“ Exzerpiertes – diese manische „Schreib-Pflück-Pflicht“ – und gab Fragmenten aus dem eigenen Leben eine poetische Signatur: „habe längst dem plot abgeschworen“. Später bekräftigte sie in Interviews mehrmals, dass es in ihren Texten vor allem um „Empfindungen“ gehe. Sie handelten von ihr; ihre Poesie wurde zum „Alabasterspiegel der Stimmungen und der Gedanken“.

„Auch die schonungslose, tabulose Auseinandersetzung mit dem Alter und dem Tod („Sterben: Gottes Beschirmung“) hinterließ zunehmend Spuren in ihrem Werk.“

Nach einer äußerst produktiven Zeit bedeutete der Tod Ernst Jandls einen großen Bruch, eine markante Zäsur in ihrem Leben: „als EJ starb hatte ich den größten Teil meiner Identität eingebüßt“. Diesen Verlust konnte sie lange nicht verwinden. In ihrem „Requiem für Ernst Jandl“ (2001) setzte sie ihrer Liebe ein berührendes Denkmal. In den Jahren nach seinem Tod ging Mayröcker literarisch gesehen erneut in eine experimentelle Richtung („ich schreibe jetzt figural“). Ernst Jandl blieb in ihren Texten liebevoll präsent. Daneben zeigt ihr Alterswerk, ihre „Synkopendichtung“, jedoch eine immer radikalere Dimension, sowohl in formaler als auch



Auf furche.at finden sich in einem Dossier zum Tod von Elfriede Mayröcker folgende Texte: „Zu den Dünen Deutschlands“ (22.2.1964), „Deinzendorf“ (23.12.2004) und „ein trojanisches Pferd im Gebüsch (...)“ (10.10.2019).

in semantischer Hinsicht („oh Avantgarde! Ich bin Avantgarde!“). Mayröcker, die Sprachkünstlerin, „brandschatzt die Sprache“, hebt die Regeln der Interpunktion aus, lässt Sätze und „Wortkaskaden“ aus einem schier unerschöpflichen sprachlichen Füllhorn ineinander verrinnen, ordnet die Grammatik einem „nature writing“ samt Zeichnungen unter und kreiert in ihrem letzten Werk sogar „Proeme“.

Auch die schonungslose, tabulose Auseinandersetzung mit dem Alter und dem Tod („Sterben: Gottes Beschirmung“ oder „in einem Abgrund hockt der hassenswerte! der hassenswerte Tod“) hinterlässt zunehmend thematische Spuren: „dies Käuzchen vermutlich da sich die Seele aus dem Staub“. Dominant sind auch Emotionen wie Tränen („Tränensucht“) und die Integration von Werken der bildenden Kunst. Erst kürzlich hat sie für ihre befreundete Künstlerin Martha Jungwirth einen auch in der FURCHE abgedruckten Text zur Präsentation des neuen Bildes „Trojanisches Pferd“ (2019) auf dem Eisernen Vorhang der Wiener Staatsoper geschrieben. „bin etwa selbst ein trojanisches Pferd, dergleichen hat es wirre Mähne, bin Krüppelchen bin Historie, (...) graffiti v.Seele“ .

Friederike Mayröckers inspirierendes und kühnes Werk bleibt unnachahmlich – als „lodernde Poesie“ und funkelndes Feuerwerk aus poetisiertem Leben und Schreiben mit einer glänzenden, anarchischen und surrealen Bildsprache. „Sternschnuppen fielen die / Wörter mir ein“.



Endspiel

Uwe Schmieder und Frank Genser als clowneskes Duo in einer auf zwei Personen reduzierten Version von Becketts berühmtem Einakter.

Foto: © Nikolaus Ostermann / Volkstheater

Von Patric Blaser

Der neue Volkstheaterleiter Kay Voges zeigt in Wien seine eigensinnige Fassung von Samuel Becketts „Endspiel“, die bereits 2012 in Dortmund ihre Premiere feierte.

Der Sound von Beckett

Tage“ (1961) bis hin zu den radikalen späten Kurzstücken, den – wie Beckett sie nannte – „dramaticules“ wie „Atem“ (1969), „Not I“ (1972), oder den Stücken ohne Worte „Quadrat I + II“ (1981) führt er das Theater durch eine fortschreitende Minimalisierung und Verdichtung vom Literaturtheater mit interpersonalem Dialogen weg und bringt es schließlich in seinen äußersten Grenzreich, bis es sich in seiner Zeitform der bildenden Kunst annähert, dem Stillstand.

„Für Beckett war das Theater eine literarische Praxis, die Bühne ein Aufführungsort für eine Form von Literatur, die ohne das Theater nicht denkbar ist.“

Für Beckett, der bei seinen Stücken oft selbst Regie führte, war das Theater eine literarische Praxis, die Bühne ein Aufführungsort für eine Form von Literatur, die ohne das Theater nicht denkbar ist. Stets verweigerte Beckett Erklärungen und Interpretationen zu seinen Stücken und hoffte, dass die Lesart sich durch ihre präzise dramaturgische Struktur herausstellen würde. In diesem Sinne sind seine Stücke immer auch präzise Konstruktion eines Wahrnehmungsprozesses. Das macht sie so schwierig und Eingriffe so heikel.

Der neue Leiter des Wiener Volkstheaters, Kay Voges, steht nun nicht im Verdacht, dass ihn das schrecken würde. Er hinterfragt alle traditionellen Formen des Theaters, übt Kritik an der theatralen Repräsentation und ge-

bärdet sich dabei fast zwanghaft als Theatererneuerer. Oft geht das auch gut, wie zuletzt etwa bei der Premiere von Bernhards „Theatermacher“ zu beobachten war.

Noch in Dortmund hat Voges Becketts „Endspiel“ einer rigorosen Bearbeitung unterzogen und es nun nach Wien mitgebracht. Voges hat zwei Figuren des Vierpersonstücks gestrichen. Auf das emblematisch gewordene berühmte Bild der zwei in Mülltonnen hausenden Figuren wartet man vergeblich. Die Texte von Nagg und Nell hat Voges – wenn nicht ganz gestrichen – auf den blinden, an den Rollstuhl gefesselten Hamm und den jüngeren, ebenfalls in seinen Bewegungen eingeschränkten Diener Clov, die hier Purl (Uwe Schmieder) und Lum (Frank Genser) heißen, übertragen.

Sprache als Material

Voges treibt hier die Auflösung der personalen Konturen voran, wie sie bei Beckett angelegt ist, wo die Figurenrede ohnehin nicht fraglos auf die Dramatis Personae rückzuverweisen ist und schon gar nicht so einfach als Ausdruck von Subjektivität verstanden werden kann. Sprache bei Beckett ist – obwohl es hier noch eine dialogische Form gibt – nicht primär Transport von Sinn, sondern immer auch bloß Material, Stimme, reiner Ausdruck. Warum allerdings die Namensänderung (eine Übernahme aus dem Stück „Nachrichten an das All“ von Wolfram Lotz, das Voges 2012 zur Eröffnung der Saison als Film inszeniert hat) notwendig oder gar sinnstiftend (gewesen) sein soll, lässt sich in Wien nicht erkennen.

Voges' Inszenierung trifft zwar den Sound von Beckett, die Konstellation der theatralen Elemente bezeugt die Kenntnis von Becketts Werk, und er teilt auch dessen ästhetischen Nihilismus. So hat ihm Michael Sieberock-Serafimowitsch mit dem schwarzen engen Kasten, mit den bloß mit weißer Kreide aufgemalten Gegenständen und der mittig hängenden, stetig flackernden nackten Glühbirne ein typisches klaustrophobisches Beckett-Interieur geschaffen. Und die beiden großartigen Darsteller vermögen überzeugend die „Gewalt des Unsäglich“ (Adorno) nachzuahmen. Und doch vermag Voges' Version die vielen „Modellinszenierungen“ des Stücks kaum je zu erreichen.

Endspiel

Volkstheater, vorerst keine weiteren Termine

— WIENER FESTWOCHEN —

Die Welt als reflexives Kammerstück

Vorhandenes ergänzen, auf Neues hinweisen. Seit die Wiener Festwochen vor siebzehn Jahren gegründet wurden, hat sich an diesem Anspruch nichts geändert. Ihm gerecht zu werden, schließt auch ein, für andere als die üblichen Publikumsschichten interessant zu sein oder zu werden. Und tatsächlich, die Besucher der Wiener Festwochen scheinen, wie man seit Jahrzehnten beobachten kann, besonders neugierig, zeigen sich betont offen für Novitäten.

Das kann auch ein Beitrag zur vielzitierten Postmoderne sein, wie Heiner Goebbels' „Liberté d'action“. Unter anderem eine Koproduktion mit dem renommierten Frankfurter Ensemble Modern, denn die beiden Musiker dieser auf zeitgenössische Musik konzentrierten Formation – die sich virtuos auf die Möglichkeiten eines präparierten Klaviers (in diesem Fall übrigens beides Bösendorfer) verstehenden, exzellenten Pianisten Hermann Kretzschmar und Ueli Wiget – kommen aus dessen Reihen.

Sie haben an einem solchen, 75 Minuten dauernden Abend viel zu tun. Sind gefordert, immer wieder mit neuen, oft unerwarteten Klängen aufzuwarten, müssen sich vom sich inmitten der Bühne bewegenden Schauspieler gefallen lassen, zuweilen mit ihren Instrumenten in andere Positionen verschoben zu werden. Schließlich geht es auch darum, die unterschiedliche Akustik eines Ortes in die Interpretation miteinzubinden.

Worum es geht, lässt sich einfach beschreiben, auch wenn man damit das Ereignis nur schemenhaft erfasst: um Reflexionen. Denn die sich vom gespenstigen Leisen bis zu gewaltiger Wucht erhebende Musik, die wie eine im Moment entstandene, meisterliche Improvisation wirkt, in Wirklichkeit bis ins Detail von Heiner Goebbels fixiert ist, ist unmittelbar verknüpft mit den für diese Performance ausgewählten Texten. Sie stammen von einem, der sich gleichermaßen in der Welt des Wortes wie der bildenden Kunst bewegte: dem Belgier Michaux.

Von einem inmitten des Raumes platzierten Tisch, der gleich einem Studio ausgerichtet ist, konfrontierte der brillante Schauspieler David Bennent, der zwischendurch auch Paravents hin und her schob, um damit ein sich stetig änderndes Bühnengeschehen zu suggerieren, mit Michaux-Texten, von denen man meinte, sie seien eben erst aus der Situation der Pandemie entstanden.

Tatsächlich verbergen sich hinter diesen Worten grundsätzliche, stets aktuelle Fragen jeglicher Existenz. Genau darin liegt das Anliegen dieses nie an Spannung erlahmenden Opus, das sich als eine Art Kammerstück für drei auf der Suche nach dem eigenen Ich verstehen lässt: eine Aufforderung, dem oberflächlichen Alltag zu entrinnen, dafür umso tiefer in die eigene Persönlichkeit zu dringen, nachzudenken über bilderreiche und symbolhafte Sätze, wie „Linien sind wie Ameisen“, „Das Land schläft, die Stadt ist tot“ oder „Gegenwärtig lebe ich alleine.“ (Walter Dobner)



Foto: © Nurith Wagner-Strauss

David Bennent in einem szenischen Konzert mit zwei Klavieren: „Liberté d'action“ von Heiner Goebbels.

Das Eröffnungswochenende bei den Wiener Festwochen ist absolviert: Geboten wurde u. a. die Uraufführung „Die Gewehre der Frau Kathrin Angerer“ des deutschen Dramatikers und Regisseurs René Pollesch – mitunter etwas belanglos, dabei aber überaus sympathisch.

Der hat den Dreh raus!

Von Patric Blaser

Den Auftakt des bis Anfang Juli dauernden ersten Teils des von Christophe Slagmuylder verantworteten und pandemiebedingt zweigeteilten Festwochenprogramms bildete unter anderem die als Weltpremiere angekündigte neue Stückcollage des designierten Intendanten der Berliner Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz, René Pollesch.

Tatsächlich ist „Die Gewehre der Frau Kathrin Angerer“ ein typischer Pollesch. Wie gewohnt wird auch im jüngsten Diskurstheater des Berliners viel geredet und viel behauptet. Aber eigentlich ist kaum zu beschreiben, worum es geht. Wie immer klingt es mal wichtig, ist ein bisschen witzig, manchmal klug, auch ein wenig langweilig und ach, auch ein wenig unfertig. Gut, dass der Regisseur Pollesch die Souffleuse auch diesmal auf die Bühne schickt, sie wird gebraucht, was dem Gebotenen aber keinen Abbruch tut, zu gut fügt selbst sie sich in das Beiläufige des Geschehens ein. Alles in allem ist der vergnügliche Abend am Theater an der Wien etwas belanglos, aber überaus sympathisch.

Filmische Effekte

In „Die Gewehre der Frau Kathrin Angerer“, ein Titel, der Brechts Stück „Die Gewehre der Frau Carrar“ entlehnt ist, führt uns Pollesch, dessen Faible für den frühen Film schon seit Längerem in anderen Arbeiten auffällig geworden ist, an ein Filmset im Hollywood des Jahres 1938. Dort wird – was am Gewusel auf der offenen Bühne, an der Betriebsamkeit der Techniker und allerlei Gerätschaften wie Scheinwerfer, Tonarm, Kamerakran usw. unschwer zu antizipieren ist – gerade ein Film gedreht. Mittig steht eine mächtige Maschine, ein sogenannter Spinning-Room, ein Raum, der um die eigene Achse gedreht werden kann und an dem Abend noch für so manchen verblüffenden (filmischen) Effekt und für hübsche Wortspiele mit „drehen“ sorgen wird. Er ist als kleine Bar namens „Shame or Fame“ gestaltet, die über eine mächtige Showtreppe zu betreten ist.

Wie der zum Pollesch'schen Stammpersonal gehörende Martin Wuttke uns als eine Art Conférencier an der Rampe stehend



Foto: Luna Zseharnt

erklärt, soll der Film „Generäle über Bilbao“ heißen. So lautete übrigens die erste Fassung von Brechts Stück, in welchem er sich 1937 mit Ereignissen des Spanischen Bürgerkriegs beschäftigte. Das bleibt aber auch die einzige Parallele zur titelgebenden Vorlage. Denn kaum hat Wuttke seine Einführung beendet, verliert er den Stand. Er rutscht, der Tücke seiner Steppschuhe geschuldet, immer wieder aus.

Die fabelhafte Slapsticknummer endet mit einer typischen Bemerkung, wie sie nur Pollesch so schreiben kann: „Der Anfang ist erstmal der tiefste Punkt. Das mag ich so an diesen Dramaturgien.“ Aber immerhin bringt diese Inversion einer Tanzeinlage à la Fred Astaire die Erkenntnis, doch anstatt Brecht besser einen Tanzfilm zu drehen. Bleibt nur das Problem: „Einen Tanzfilm? Ich hab so viel Text, wie soll ich den da unterbringen?“ In der Folge führt das eine zum anderen. Zunächst klärt die wunderbare Kathrin Angerer unverständ-

lich darüber auf, warum sie keine Gewehre mithat, bereitet sich aufs Probetanzen vor, raunzt divenhaft gegen die Zweitbesetzung, die neue Schwanenkönigin (Rosa Lembeck). Bald folgt eine Debatte darüber, dass nur Leben von wenigen Zeilen interessant seien. „Liebling, versuche also nicht,

„Es ist kaum zu beschreiben, worum es geht. Wie immer klingt es mal wichtig, ist ein bisschen witzig, manchmal klug, auch ein wenig langweilig und ach, auch ein wenig unfertig.“

ein Roman zu sein!“, sagt Angerer zu Wuttke, um sich gleich selbst zu beklagen: „Das ist Gift für mich, ich kann nicht mit zwei, drei Sätzen über mein Leben auskommen.“ Darauf folgt bald eine lange Ausführung über das Jahr 1938, in dem so wichtige

Dinge aufgedeckt wurden wie etwa, dass Wrestling Show und nicht Sport sei, weil der Ausgang der Kämpfe ja geskriptet werde. Warum ist das wichtig: eigentlich gar nicht. Aber immerhin, so wird betont, um so zum Thema zurückzukommen, sehe Wrestling nur so aus wie eine Prügelei, sei aber ein tänzerisches Ding. Und gelegentlich wird der labbernde Bielefelder Kreis gar unterbrochen, „Leute, das ist noch kein Tanzfilm, nur weil ihr hier rumsteht wie Leute, die keinen Text haben“. Und es wird wirklich getanzt, was groß auf den Rundhorizont projiziert wird.

Der Reiz von Polleschs Theater ist dieses Nebeneinander von disparaten Diskursen, deren Beiläufigkeit Raum lässt, Verbindungen herzustellen, wo vielleicht nicht einmal welche gemeint sind. Denn Pollesch, so hat man den Eindruck, macht Theater danach, was der ehemalige Theaterkritiker der FAZ wenig schmeichelhaft so ausgedrückt hat: was ihm gerade durch die Rübe rauscht.

Lob des Tanzfilms

In der vergnüglichen neuen Stückcollage von René Pollesch wird wie gewohnt viel geredet und behauptet, aber tatsächlich auch getanzt.

KURZKRITIK FESTWOCHEN

Über den immerwährenden Kampf für eine gerechtere Welt

Was hat uns die Russische Revolution heute zu erzählen? Leider allzu viel, denn Ausbeutung, Lohndumping und Arbeitslosigkeit haben sich nach mehr als einem Jahr Pandemie weiter verschärft, und Fragen nach gerechter Verteilung bleiben akut. Während elitäre Gruppen, die sich am Staatsbudget bereichern, von Menschen als „Pöbel“ oder „Tieren“ sprechen, sind Personen in sozialen Berufen nicht nur schlecht bezahlt, sondern oft auch dauerhaft am Rande ihrer psychischen und physischen Belastbarkeit. Die meisten von ihnen sind Frauen, viele aus dem Osten, die weder über soziale Absicherung verfügen noch Anerkennung erhalten.

„Die Mutter“ von Bertolt Brecht erzählt von einer solchen Frau, einer Analphabetin, einer Fabrikarbeiterin. Als ihr Sohn der kommunistischen Partei beiträgt und sich durch politische Agitation in Gefahr bringt, übernimmt sie aus Sorge um ihn seine Aufgaben und wickelt Essen in Flugblätter, die sie am Fabrikator verteilt.

Als sie begreift, was der Kapitalismus anrichtet, beginnt ihr Kampf für eine gerechtere Welt. Pelagea Wlassowa, die Mutter, wird selbst zur Revolutionärin, aber der Preis ist hoch: Sie wird ihr Zuhause und ihren Sohn verlieren, selbst ständig in Gefahr leben.

„The Mother“ ist als eines der Highlights der heurigen Festwochen programmiert; die legendäre New Yorker Wooster Group verbindet Brechts Lehrstück (uraufgeführt 1932, in der krisengebeutelten Weimarer Republik) mit der gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Lage und bezieht sich zugleich auf den Ursprungstext, Maxim Gorkis Roman „Die Mutter“ (1906/07). Wooster-Group-Leiterin Elizabeth LeCompte verweist dezidiert auf den Aspekt des Lehrstücks: Zeigen und verändern soll das Theater, dessen Erzählung in die gegenwärtige Realität geholt wird. Das gilt auch für die Musik von Hanns Eisler, die sich mit Amir ElSaffars Kompositionen verbindet und am Keyboard gespielt wird. Vor den Videoprojektionen rauchender



Rauchende Fabriksschlote als Symbol des Kapitalismus: Brechts Lehrstück „Die Mutter“, neu inszeniert.

Fabriksschlote spielen fünf Darsteller auf der kargen Bühne mehrere Rollen. Mit wenigen Requisiten werden Situationen etabliert, Tafeln mit Ortsangaben behaupten den jeweiligen Schauplatz, der teilweise durch Schwarz-Weiß-Projektionen visuell angedeutet wird. So bewegt man sich irgendwo zwischen 1905 und heute, zwischen Sibirien und Amerika, stets mit Blick auf das Aufeinanderprallen einer kollektiven Haltung mit individuellen, kapitalistischen Interessen.

Sieht man heute den Himmel, ist es selten die Suche nach Gottes Rat, sondern vielmehr der Blick auf die Kondensstreifen des längst wieder aktiven Flugverkehrs, so eine Bibelfrau, deren technisch verzerrte Stimme Hohlsätze von sich gibt. Pelagea Wlassowa aber hat lesen und schreiben gelernt und wird zur zentralen Kraft einer Gegenbewegung, die auch heute dringend benötigt wird.

(Julia Danielczyk)

The Mother. A learning play
Museumsquartier Halle G, 10. bis 17. Juni

KURZKRITIK



Die Wälder sind weltweit von Big Playern der Ausbeutung bedroht.

Dokumentarfilm als Umweltkrimi

„Wood - Der geraubte Wald“ ist, man darf es marktschreierisch sagen, weil er viel Publikum verdient, ein aufrüttelnder, nervenaufreibender, brutaler Umweltkrimi über die Holzmafia, die weltweit nicht nur klimatisch desaströse Rodungen vorantreibt. In sieben Jahren akribischer Recherche und strategisch penibel durchdachter Arbeit, die unter anderem nur mithilfe sehr risikobereiter Kameraleute umsetzbar war, haben sich die Filmemacherinnen und Produzentinnen Monica Lazurean-Gorgan, Michaela Kirst und Ebba Sinzinger mit Alexander von Bismarck zusammengetan. Bismarck ist ein ehemaliger US-Marine, der seit Jahren als Kopf der Environmental Investigation Agency (EIA) verdeckt gegen die Profiteure in der Holzindustrie ermittelt. Dieser Film hat zentral das Holzverarbeitungs-Großunternehmen Holzindustrie Schweighofer aus Österreich im Visier, dem offenbar viele „unabhängige“ Lieferanten ihre Beute aus China, der russischen Taiga, Peru und vor allem Rumänien verkaufen können.

Die illegale Holzschlägerung, ein weltweites Millionengeschäft. Doch der Film zeigt nicht nur skandalöse Zustände auf, sondern bekräftigt auch das aktivistische Engagement, eine Änderung im Bewusstsein von Politik und Zivilgesellschaft zu erwirken, letztlich: einen ganz neuen Verhaltenskodex für die Weltwirtschaft, aber auch für Konsument(inn)en zu schaffen. Immerhin als eine der ersten Konsequenzen dieses Films wurde das Unternehmen Schweighofer aufgrund des Verdachts des organisierten Verbrechens polizeilich durchsucht und verlor sein (für den Handel sehr wichtiges) Zertifikat für „grünes“ Marketing. (Alexandra Zawia)

Wood - Der geraubte Wald

A/D/RO, 2020. Regie: Ebba Sinzinger, Monica Lazurean-Gorgan, Michaela Kirst. Filmdelights. 97 Min.



Vitalina Varela

Pedro Costas
Filmtitel ist der Name seiner kapverdischen Protagonistin, die auf der Leinwand eine unnachahmliche Präsenz erreicht.

„Vitalina Varela“, der Locarno-Sieger von 2019, kommt endlich in die Programmkinos. Ein Referenzwerk für Film im 21. Jahrhundert, dessen düstere Ästhetik auch politisch ist.

Vergebenenes Leben

Von Otto Friedrich

Es gibt Filme, denen das Attribut „Jahrhundertwerk“ wie selbstverständlich zuflattert. Das Filmfestival im Schweizer Locarno ist oft ein Garant dafür, derartige cineastische Kleinodien zu entdecken, auf die Leinwand zu bringen und mit Preisregen zu bedenken. Im letzten Präsenzzjahr, 2019

„Es gibt – mit wenigen Ausnahmen – kein Tageslicht bei dieser Reise in der Gegenwart durch die dunkle Vergangenheit von Joaquim.“

also, wurde dies dem portugiesischen Film „Vitalina Varela“ und seiner Protagonistin zuteil: Das Opus von Pedro Costa wird nie unter die Publikumsschlagere kommen, aber in Bezug auf Filmsprache kann es schon jetzt als Referenzwerk gelten, der Goldene Leopard 2019 als Bester Film und für Vitalina Varela als Beste Hauptdarstellerin weisen den Weg dorthin.

Bei der letzten „Viennale“ konnte das Publikum der düster-berührenden Parabel bereits beiwohnen. Nun kommt das Meisterwerk auch in die Programmkinos. Ein Film, der auf die große Leinwand gehört. Unbedingt. Und nicht auf ein Abspielgerät in Streamingland: beides probiert, kein Vergleich!

Eine Nähe an der Wirklichkeit

Das eine, was an Pedro Costas Film so besticht, ist die Nähe an der Wirklichkeit. Nein, „Vitalina Varela“ ist kein Dokumentarfilm, aber er erzählt von Menschen am Rand, die, etwa aus den Kapverden in die einstige Kolonialhauptstadt gekommen, ihr Leben fristen und ihre existenziell fordernden Geschichten leben (müssen). „Vitalina Varela“ ist die Geschichte der Titelheldin, die von der Protagonistin selbst gespielt wird, aber nochmals: Er dokumentiert das Leben der Kapverdierin nicht, aber er erzählt es.

Vitalina Varela ist 55 Jahre alt, als sie in Lissabon landet. Über 20 Jahre hat sie gebraucht, bis sie sich den Flug in die portugiesische Hauptstadt leisten konnte, in der

ihr Mann, mit dem sie einst auf den Kapverden ein Haus gebaut hat, lebte. Vitalina kommt aber zu spät: Barfüßig steigt sie die Gangway des Flugzeugs herunter – und auf dem Rollfeld empfängt sie eine Putzbrigade, die Reinigungsutensilien wie königliche Insignien vor sich hertragend: „Vitalina ... Mein Beileid. Du kommst zu spät. Das Begräbnis deines Mannes war vor drei Tagen. Hier in Portugal gibt es nichts für dich. Sein Haus gehört dir nicht. Geh zurück nach Hause.“ So wird die Protagonistin empfangen.

Aber Vitalina geht nicht zurück, sondern macht sich auf die Suche nach den Spuren von Joaquim, der zwar auf den Kapverden ihr Mann war, in Lissabon aber ein Tunichtgut, der sich als Koch, Elektriker etc. über Wasser gehalten hat, aber auch offenbar als Ganove, jedenfalls war er im Gefängnis. Er hat versprochen, Vitalina nachzuholen – kaum in Lissabon war aber keine Rede mehr davon. All dem sucht Vitalina, vom Leben gezeichnet, aber auf eine eigene Weise schön, auf die Schliche zu kommen.

Pedro Costas Filmsprache kann mit zwei Begriffen umschrieben werden: Langsamkeit und Dunkelheit. Es gibt – mit ganz wenigen Ausnahmen, die natürlich dramaturgisch begründet sind – kein Tageslicht bei dieser Reise in der Gegenwart durch die dunkle Vergangenheit von Joaquim.

Und in dieser Dunkelheit wendet sich die Kamera den Menschen, allen voran Vitalina, zu: Die Einstellungen gleichen Gemälden, die von der jeweiligen Physiognomie

FEDERSPIEL

Regionales Wunschkonzert

Bis zum Herbst Ihren jeweiligen Landeshauptmenschen bei besonders vielen Anlässen in „Bundesland heute“ sehen werden! Denn die Wahl des ORF-Generals in genau zwei Monaten beendet nur die erste Etappe des öffentlich-rechtlichen Schaulaufens vor den politischen Entscheidern. Im September schlägt dann der neue (alte?) Chef des Radio-, Fernseh- und Onlinenachrichten-Marktführers sein Direktorium vor. Das ist nicht nur jenes Führungsteam, das in der Baustelle auf dem Wiener Küniglberg den Weg des ORF bis 2027 bestimmt. Dazu gehören auch die neun Filialleiter, bei deren Bestimmung die Landeshauptleute ein Anhörungsrecht haben.

Die regionalen Aspekte des weitaus größten Medienhauses genießen heute so viel Aufmerksamkeit wie seit 23 Jahren nicht mehr. 1998 ist in Österreich flächendeckend Privatrado gestartet. 1988 hat der ORF „Bundesland heute“ als Antwort auf das deutsche Privatfernsehen eingeführt. Regionale Verankerung für natio-

nale Stärke: So haben auch Bundesländerzeitungen mit lokalisierter Chronik erfolgreich auf die Expansion des Wiener Boulevards reagiert. Heute ist die Konzentration auf die Region besonders wichtig, weil sie die aktuelle Angriffsebene der globalen Tech-Giganten von Google über Facebook bis Amazon ist. Es geht um die letzte Meile zum Konsumenten.

Entsprechend dick ist ein Forderungspaket der Landesvertreter quasi als Ouvertüre zur letzten Sitzung des Stiftungsrats vor der Wahl des Generals. Es beinhaltet vier Regionalminuten vor der „ZiB 2“ und mehr Eigenständigkeit der Landesstudios. Würden die Landeshauptleute eigene Wünsche abgeben, wären sie kaum anders. Es sind letztlich Konzepte für politischen Föderalismus. Einen regionalen Weg in die Zukunft der Medien zeigen sie nicht. Wozu auch? Es geht ja nur um (den Zugriff auf) den ORF.

Der Autor ist Medienberater und Politikanalyst.

Von Peter Plaikner



MEDIENMAGAZIN „CONTENT“

Pressefreiheit in Österreich

Im Medienmagazin „Content“ auf Radio Klassik Stephansdom, das vom „Verein zur Förderung eines selbstbestimmten Umgangs mit Medien – VsUM“ in Kooperation mit der FURCHE gestaltet wird, diskutiert Golli Marboe (VsUM) mit Rubina Möhring von „Reporter ohne Grenzen“ und dem Medienwissenschaftler Fritz Hausjell (Uni Wien) über Pressefreiheit in Covid-Zeiten: Gerade da konnte man beobachten, wie schnell man Verordnungen und Gesetze beschließen kann. Warum hängen aber all die seit Jahren so nötigen Mediengesetze in der Warteschleife?

Pressefreiheitsindex und die Situation in Österreich

Content - Das Medienmagazin
Sa, 12.6., 17 Uhr und Mi, 16.6., 21 Uhr
Radio Klassik Stephansdom
www.radioklassik.at/?s=medienmagazin.at



Tina Turner war die erste afroamerikanische Sängerin, die mit „weißer“ Rockmusik Megaerfolge feierte. Nun hat ihr der Dokumentarfilmer Dan Lindsay ein Denkmal gesetzt.

Die Queen of Rock 'n' Roll



Von Michael Kraßnitzer

„Mein Leben war so gar nicht ich. Es war kein gutes Leben“: Dieses bittere Fazit zieht die große Rock- und Rhythm-and-Blues-Sängerin Tina Turner gleich zu Beginn ihrer filmischen Biografie. Doch im Verlauf des zweistündigen Biopics, das nun in die Kinos kommt, zeigt sich, dass diese Bilanz nur bis zu einem bestimmten Punkt Gültigkeit hat. Von den leiblichen Eltern im Stich gelassen, eineinhalb Jahrzehnte lang von ihrem Ehemann brutalst misshandelt, anschließend Galeerenjahre im Showbusiness, um finanziell über die Runden zu kommen – der erste Teil ihres Lebens muss tatsächlich eine Tortur gewesen sein.

Doch als sich Tina Turner in den 1980er Jahren als „Queen of Rock 'n' Roll“ neu erfand, wendete sich das Blatt: Sie kam zum verdienten Ruhm, führte ein selbstbestimmtes Leben und fand schließlich Liebe. Klingt kitschig, ist aber die Wahrheit.

Geschichte einer Befreiung

„Tina“ (Regie: Dan Lindsay) ist die Geschichte einer Befreiung. Als die 17-jährige Anna Mae Bullock 1957 von dem Rhythm-and-Blues-Musiker Ike Turner entdeckt

wurde, verfügte sie zwar bereits über die ihr eigene stimmliche Power und explosive Ausdruckskraft, doch innerlich war sie ein naives Mädchen vom Land. Ike machte sie zu seiner Bühnenpartnerin, zu seiner Ehegattin, und er gab ihr ihren Namen: Tina Turner. Das Duo landete einige Hits, darunter „River Deep – Mountain High“, „Proud Mary“ und „Nutbush City Limits“. Doch hinter der Fassade des Erfolgs verbarg sich

„Besonders berührend ist, als sich zu Ende des Filmes herausstellt, dass Tina Turner diese filmische Biografie als letzten Abschiedsgruß an ihr Publikum versteht.“

ein Abgrund: Ike Turner misshandelte und missbrauchte seine Frau in einem kaum vorstellbaren Ausmaß; er prügelte sie, verletzte sie, vergewaltigte sie, ließ ihr nicht das geringste Stück Freiraum. Sie ließ sich alles gefallen, schließlich hatte sie ihm die Treue versprochen.

Nach einem eineinhalb Jahrzehnte dauernden Martyrium jedoch zog sie die Reiß-

leine. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion ergriff sie die Flucht. Bei der nachfolgenden Scheidung war das Einzige, was sie behalten durfte, ihr (Künstler-)Name. Es geht einem unter die Haut, wenn Tina Turner in ihrer filmischen Biografie von diesen Episoden erzählt. Nach Jahren von Shows mit alten Hits – eigene ebenso wie Coverversionen – gelang ihr schließlich in den 1980er Jahren der ganz große Durchbruch.

Mit Hits wie „What's Love Got to Do with It“, „We Don't Need Another Hero“ oder „The Best“ wurde sie zur ersten afroamerikanischen Sängerin, die mit „weißer“ Rockmusik Megaerfolge feierte. „Mein Traum ist es, als erste schwarze Sängerin die großen Stadien wie die Rolling Stones zu füllen“, sagt sie in „Tina“ – sie, von der es heißt, Mick Jagger habe von ihr das Tanzen gelernt.

Gewalterfahrungen

Es war jedoch nicht nur die Musik, für die sie von ihrem Publikum geliebt wurde. In einem Zeitungsinterview hatte sie 1981 erstmals öffentlich über die Misshandlungen durch ihren Ex-Mann gesprochen, später schilderte sie ihr Martyrium auch in einem Buch. Es war Tina Turner, die dem bis dahin tabuisierten Thema Gewalt in der Ehe erstmals breite Aufmerksamkeit verschaffte. Für sie selbst hatte dies die unangenehme Konsequenz, dass sie dieser Teil ihrer Vergangenheit von nun an ständig verfolgte. In jedem Interview, in jeder Talkshow musste sie über ihre Gewalterfahrungen sprechen – das für „Tina“ geschickt gewählte Archivmaterial lässt erahnen, wie sehr sie das belastet haben muss. Für viele Frauen jedoch, die Ähnliches durchlitten hatten, wurde Tina Turner zur Ikone, weil sie ihr Schicksal in die eigene Hand genommen und sich aus ihrer – wie man heute sagen würde – toxischen Beziehung befreit hatte.

Besonders berührend ist, als sich zu Ende des Filmes herausstellt, dass Tina Turner diese filmische Biografie als letzten Abschiedsgruß an ihr Publikum versteht. Mit dem Erscheinen von „Tina“ will sich die mittlerweile 81-jährige nach eigenem Bekunden aus dem Rampenlicht verabschieden und den Rest ihres Lebens mit ihrem Ehemann auf dem gemeinsamen Anwesen am Zürichsee verbringen. Es ist also doch noch ein gutes Leben geworden. Adieu, Tina.

Tina

USA 2020. Regie: Dan Lindsay. Mit Tina Turner, Angela Bassett, Kurt Loder, Oprah Winfrey. Polyfilm. 118 Min.

bestimmt sind. Und dazwischen lakonische Worte, Vitalina in langen, aber unterbrochenen Monologen – wie sie mit ihren toten Nicht-Mann kommuniziert und das verbrauchte Leben Revue passieren lässt.

Gedreht hat Costa mit seinem kongenialen Kameramann Leonardo Simões das alles im Lissabonner Armenviertel Fontainhas: Kanäle, Tunnel, verfallene Mauern, kleinbürgerliche Behausungen bekommen in dieser Lichtlage ein gleichermaßen düsteres wie mystisches Flair. Genau das – ein verlebtes Leben, aber im Finsternen doch irgendein Halt – zelebriert „Vitalina Varela“, der Film, bis zum Exzess.

Eine vergreiste Religion

Die Schauspieler(innen) des Pedro Costa sind Amateure und auch wieder nicht: Vitalina, die bereits früher in einem Costa-Film mitmachte, spielt einfach sich selbst – und ihre Präsenz ist unwiderstehlich; der Darstellerinnenpreis von Locarno drückt dies auch aus. Nur einer kann ihr das Wasser reichen, Costas Lieblingsschauspieler Ventura, der einen alten Priester spielt, dem die Hände zittern und in dessen kleiner Kirche sich keine Gemeinde mehr versammelt.

Die Religion, das traditionelle Band von Versöhnung und Trost, ist hier so vergreist wie ihr Vertreter, der sich mehr als Zweifler denn als Stütze im Leid erweist. Gott ist abwesend – wo sollte er denn auch sein, wo Vitalina doch erfahren muss, dass ihr Hoffen und Sehnen auf einer Illusion baute?

Doch die kraftvolle Frau von den fernen Inseln gräbt sich durch die Ungewissheiten und Verlorenheiten: Indem sie dem vergebenen Leben von Joaquim nachgeht, entsteht so etwas wie Lebenskraft – auch wenn alles finster ist oder düster bleibt. Doch die Eindringlichkeit, zu der Pedro Costa diese Menschen treibt, ist mehr als Hoffnungslosigkeit. In jedem Gesichtszug, der sich da der Dunkelheit entringt, blitzt etwas auf, das die verlorene Vergangenheit konterkariert.

Keine leichte Kost, aber Filmkunst, die mittels ihrer eigenen Ästhetik auch politisch wird – die soziale Tristesse des heruntergekommenen Vororts, der Nachhall des Kolonialismus, den auch das Portugal von heute nicht loswird, ist in diesen Gestalten auf der Leinwand erst recht gegenwärtig.

Vitalina Varela

P 2019. Regie: Pedro Costa. Mit Vitalina Varela, Ventura. Filmgarten. 124 Min. Ab 18.6. im Kino

— VATER-SOHN-DRAMA



John (Viggo Mortensen, links) ist mit Eric (Terry Chen) verheiratet ...

Tausendsassa Mortensen

Drama, in dem Regisseur Mortensen auch die (Haupt-)Rolle des Sohns übernimmt:

Willis (Lance Henriksen) war zeitlebens ein Ekel und akzeptiert auch als alter Mann den Lebensstil seines Sohnes John, der mit dem asiatischstämmigen Krankenpfleger Eric verheiratet ist, nicht. Schwulen- und Fremdenhass paaren sich mit der Ablehnung des Sohnes – und vice versa. Berührt und fasziniert darf Zuschauer(in) mitbringen, ob die beiden in trauem Hass verbundenen Männer doch so etwas wie ein Verhältnis zueinander schaffen. Eine Beziehung mit vielen Facetten, in der die Empathie hinter vielerlei Panzern versteckt scheint.

Was für ein Einstand ins Regiefach! Und da er neben der Hauptrolle auch noch die Musik in „Falling“ verantwortet, darf man sich mit Fug und Recht an einem Mortensen'schen Gesamtkunstwerk erfreuen. (Otto Friedrich)

Falling

USA 2020. Regie: Viggo Mortensen. Mit Viggo Mortensen, Lance Henriksen. Filmladen. 112 Min.



Ein Interview mit Viggo Mortensen und die Kritik zum Film fanden sich bereits am 17.12.2020 in der FURCHE, nachzulesen unter „Filme machen heißt reagieren“ auf furche.at.

DIE FURCHE PRÄSENTIERT

FILMMONTAG LUCKY

Nach der monatelangen Lockdown-Pause zeigen und interpretieren Otto Friedrich/DIE FURCHE und der ORF-Dokumentarfilmer Christian Rathner wieder exemplarische Filme. Den Anfang macht „Lucky“, die exzeptionelle – letzte – Großleistung des Hollywood-Haudegens Harry Dean Stanton, der einen 90-jährigen Eigenbrötler im Westen der USA mimt. Ein Schauspieler der Extraklasse in ebensolchem Film.



Montag, 14. Juni, 19 Uhr, Otto-Mauer-Zentrum, 1090 Wien, Währinger Straße 2–4. Infos: www.kav-wien.at



Von Martin Tauss

HUMAN
SPIRITS

Fußball am Abgrund

Endlich ist es so weit: Die Fußball-EM wird mit einem Jahr Verspätung angepöfifft. Doch die Begeisterung, die sonst zu solchen Anlässen überschwappt, scheint diesmal gedämpft. Hat das mit der Pandemie zu tun, in der die Menschen ganz andere Sorgen haben – und der Fußball mit Geisterspielen vor leeren Tribünen eine seltsam sterile Aura bekommen hat? Nicht nur. Es hängt wohl auch mit der kritischen Phase zusammen, in die der Weltklassefußball eingetreten ist, geprägt durch Gier, Entwurzelung und Entfremdung. Diese Phase ist ein Paradebeispiel für die Globalisierung des „Hyperkapitalismus“, wie sie im wissenschaftlichen Werk von Bruce Alexander beschrieben ist. Die Theorie des Psychologen besagt, dass die expansive Erschließung neuer Märkte gewachsene Zusammenhänge zerstört und Menschen aus traditionellen Bindungen herausreißt, wodurch sie verstärkt für psychische Störungen – vor allem Sucht – anfällig werden (siehe auch *FURCHE-Interview*) .

Das Leiden an der Entwurzelung war bislang den Fußballlegionären vorbehalten, die fernab ihrer Heimat von Verein zu Verein pendelten. Diego Maradona, der einstmals beste Spieler der Welt, ist dafür exemplarisch. Das Genie aus einem Armenviertel von Buenos Aires beglückte die Fußballfans in Barcelona und Neapel, ehe sein Stern aufgrund einer tragischen Suchtkarriere vom Himmel fiel. Schon bald aber könnten es die Fans selbst sein, die

„Das Leiden an der Entwurzelung war bislang den Fußballlegionären vorbehalten. Bald aber könnten es die Fans sein, die massenhaft entwurzelt werden.“

massenhaft entwurzelt werden. Europäische Topklubs haben begonnen, mit TV-Abos und Onlineprodukten neue Einnahmequellen zu erschließen – bei den „Fans der Zukunft“ in China, Indien und sonst wo rund um den Globus. Fußball entwickelt sich weg vom „Massensport mit Regionsbezug und Fanidentität hin zu einem Entertainmentprodukt mit wöchentlichen Blockbusterspielen“ (Lukas Matzinger). Dass zwölf Spitzenvereine bereits eine neue „Super League“ ins Leben rufen wollen, in der niemand mehr absteigen kann, war ein dreistes Beispiel für ein finanziell gigantomanisches Projekt, das dann doch gescheitert ist – am Widerstand der Fans.

Wie bei einer Sucht scheinen die Verantwortlichen blind zu sein für das, was hier tatsächlich *auf dem Spiel* steht: ein Spektakel, das immer für Überraschungen gut ist und „Underdogs“ eine große Bühne bietet. Die EM könnte zeigen, dass ein Turnier mit Nationalmannschaften genau dafür gut ist. Aber nicht undenkbar, dass der Geist des „Hyperkapitalismus“ auch hier bald die Seele des Spiels bedroht. Spätestens dann, wenn der Kauf von Staatsbürgerschaften (ohne schon ein global boomendes Geschäft) den Erfolg garantieren soll.



Bruce Alexander: „Sucht kann uns zerstören!“ (19.5.2021) – das Interview mit dem kanadischen Psychologen findet sich auf furche.at.

Mit den Fortschritten bei der Impfung wurde die Pandemie zunehmend eingedämmt. Doch mit dem „Long Covid“-Syndrom erscheint eine weitere Belastungswelle am Horizont.

Der Schatten des Virus



Jan Vermeer, „Das schlafende Mädchen“, circa 1656-57, Foto: Getty Images / Heritage Images

Chronische Fatigue

Bereits banale Alltagsaktivitäten können bei „Long Covid“ zu Überforderung führen („Das schlafende Mädchen“ von Jan Vermeer, ca. 1656/57).

Von Martin Tauss

Eine auf Beschleunigung und Überforderung angelegte „Leistungsgesellschaft“ bringt unweigerlich eine Kehrseite, einen Schatten mit sich: die „Müdigkeitsgesellschaft“. So lautete der Titel eines kritischen Essays des koreanisch-deutschen Philosophen Byung-Chul Han. 2010 veröffentlicht, sieht er die Gesellschaft durch eine sich ausbreitende Landschaft neuronaler Störungen gekennzeichnet, allen voran Burn-out, Depression und Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom. Nach mehr als einem Jahr Corona-Pandemie erhält der Begriff „Müdigkeitsgesellschaft“ eine neue Wendung, die vor elf Jahren kaum vorhersehbar war – obwohl Byung-Chul Han schon damals bemerkenswerte Metaphern aus dem Bereich der Immunologie verwendet hat.

Langfristige Ausfälle

Nimmt man die bisherigen Daten ernst, ist Corona noch lange nicht ausgestanden: Denn eine Infektion kann langwierige Konsequenzen haben. Ein beträchtlicher Teil der Covid-Patienten kämpft auch lange nach der akuten Infektion mit gesundheitlichen Problemen. „Post-Covid“ oder „Long Covid“ heißt der Überbegriff für diese möglichen Langzeitfolgen. Aus heutiger Sicht sind ungefähr 40 Prozent aller Patienten, die aufgrund von Covid ins Krankenhaus mussten, davon betroffen. Zu dieser Gruppe zählen vor allem ältere Menschen, teils bereits mit Vorerkrankungen.

Aber auch milde Corona-Verläufe können schwere Folgen nach sich ziehen: In diesem Fall dürfte zumindest jeder zehnte Patient ein „Long Covid“-Syndrom entwickeln. „Dass auch junge Leute chronische Probleme nach einer Infektion bekommen können, wird in Österreich erst jetzt schmerzhaft sichtbar“, sagt der Neurologe Michael Stingl, der sich mit postviralen Erschöpfungszuständen befasst. „Die erste Coronawelle 2020 war hierzulande

relativ niedrig; daher ist die Problematik zunächst nicht wirklich aufgefallen. Doch ab Herbst sind die Coronazahlen in die Höhe geschossen, und nun zeigen sich die vollen Auswirkungen: Viele Betroffene fallen langfristig aus.“

Dazu passt das Ergebnis einer deutschen Studie, die kürzlich im Fachjournal *Lancet Regional Health* veröffentlicht wurde. Demnach zeigten 13 Prozent der rund 1000 untersuchten Patienten, die anfänglich keine oder nur geringfügige Beschwerden hatten, nach mehreren Monaten typische Covid-Symptome wie Kurzatmigkeit, Geruchs- und Geschmacksstörungen sowie eine ungewohnte Müdigkeit (Fatigue). Zugleich trägt die Studie zur Erhellung der Risikofaktoren für „Long Covid“ bei: Die Betroffenen sind oft jünger und vermehrt weiblich; sie stehen meist voll im Arbeits-

„Postvirale Zustände werden oft als Beschwerden ohne organische Ursache fehlgedeutet und deshalb lange nicht erkannt.“

Neurologe Michael Stingl

und Familienleben. „Frauen waren auch in unserer Untersuchung mehr als doppelt so häufig von ‚Post-Covid‘ betroffen als Männer“, berichtet die Studienautorin Clara Lehmann von der Uniklinik Köln. Weitere Risikofaktoren für die Entwicklung von längerfristigen Symptomen waren niedrigere Antikörper, Riechstörungen sowie Durchfall während der akuten Erkrankung. „Wir glauben, dass unsere Ergebnisse wichtige Folgen für die öffentliche Gesundheit haben“, sagt Lehmann. „Denn es ist zu erwarten, dass ‚Long Covid‘ eine größere Zahl von Personen betreffen wird als ursprünglich angenommen, was vermutlich große medizinische, soziale und wirtschaftliche Herausforderungen mit sich bringen wird.“

Zumal „Long Covid“ ein komplexes Syndrom ist: Mehr als 50 Langzeiteffekte der Erkrankung sind bislang beschrieben, von klinischen Symptomen bis hin zu veränderten Laborwerten sowie auffälligen Röntgen- oder CT-Befunden. Zu den häufigsten Symptomen zählen Fatigue, Kopfschmerzen, kognitive Defizite (zum Beispiel bei der Aufmerksamkeit) und Kurzatmigkeit. Aber auch neurologische Störungen können auftreten: So berichtete der grüne Nationalratsabgeordnete Michel Reimon unlängst offen von seinen epileptischen Anfällen, die auf „Long Covid“ zurückzuführen waren. Er habe monatelang nichts von seiner Erkrankung bemerkt; auch die Coronatests waren immer negativ. Erst die Anfälle brachten ihn dazu, eine Klinik aufzusuchen: „Ich war oft müde und hatte starke Leistungsschwankungen. Ein paar Tage Vollgas, ein paar Tage kaputt ... Es ist ein anstrengender Job, also hab ich mich nicht gleich zu sehr gewundert“, schrieb er auf Facebook – und verwies dabei auch auf die politische Dimension der Problematik: „Wenn wir auf mehr als 100.000 ‚Long Covid‘-Fälle zusteuern, ist die Pandemie noch nicht besiegt, wenn die Infektionszahlen gering sind.“

Dass uns „Long Covid“ noch lange beschäftigen wird, glaubt auch Facharzt Stingl. Und dadurch werde auch ein wenig beachtetes Krankheitsbild mehr ins öffentliche Bewusstsein gebracht, das bei schätzungsweise 90 Prozent der Betroffenen gar nicht diagnostiziert wird, weil in der Regel niemand daran denkt: das chronische Fatigue-Syndrom (ME/CFS). „Personen mit ‚Long Covid‘ erleben oft schon nach banalen Alltagsaktivitäten eine deutliche Verschlechterung des Zustandes. Viele erfüllen im Verlauf die Diagnosekriterien für ein chronisches Fatigue-Syndrom“, sagt Stingl. Zu den möglichen Ursachen zählen Viren wie das Herpes-, Entero- oder Epstein-Barr-Virus. Gut möglich, dass bald auch das neuartige Coronavirus Sars-CoV-2 als Auslöser anerkannt wird.

Grenzen der Belastbarkeit

„Postvirale Krankheitszustände werden oft ins psychosomatische Eck gestellt, also als Beschwerden ohne organische Ursache fehlgedeutet und somit lange nicht erkannt.“ Im schlimmsten Fall droht die Stigmatisierung der Patienten und Patientinnen, so der Neurologe. „Wir brauchen spezielle Anlaufstellen für Menschen, die nach Covid anhaltende gesundheitliche Probleme haben. Dort muss eine richtige Differenzierung erfolgen, um eine möglichst zielgerichtete Therapie zu erreichen.“

Was aber hilft gegen die belastenden Beschwerden des „Long Covid“-Syndroms? „Die Grundlage der Therapie ist das sogenannte Pacing“, sagt Stingl. Die Betroffenen sollen darauf achten, bei den Alltagsaktivitäten die Grenzen der körperlichen Belastbarkeit nicht zu überschreiten, sodass sich ihr Zustand stabilisieren kann. Im Gegensatz zum Training bei regulärer Rehabilitation sollte körperliche Bewegung hier also viel behutsamer erfolgen. Darauf aufbauend werden derzeit viele Therapien erforscht, darunter auch eine Corona-Impfung oder die hochdosierte Gabe von Vitamin C. Dieses wirkt unter anderem gegen den oxidativen Stress und die entzündlichen Prozesse, die wesentliche Faktoren der Fatigue sein dürften.

Wenn sich in der Krise auch Sinnmöglichkeiten eröffnen, dann ließe sich mit Bezug auf Byung-Chul Han Folgendes festhalten: ‚Long Covid‘, der lange Schatten des Virus, bringt die „Müdigkeitsgesellschaft“ überdeutlich zum Vorschein. Höchste Zeit, sich ihr empathisch zuzuwenden.